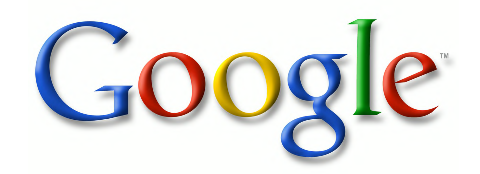
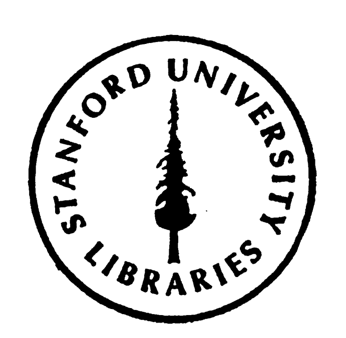




Historisch-bibliographisches
Bunterlei;

oder

Spaziergänge, Streifzüge

und

Wanderungen

in

den Gebiethen der Geschichte, der Literatur und Bücherkunde.

Von

Franz Gräffer.



Historisch-bibliographisches
Bunterlei;
oder
Spaziergänge, Streifzüge
und
Wanderungen
in
den Gebiethen der Geschichte, der Literatur und Bücherkunde.

Von
Franz Gräffer.

Brünn, 1824.
J. G. Trassler.

Meinen brüderlichen Freunden:

(Baron) Biedenfeld, Castelli,

(Baron) Eyb, Kanne,

und

(M. G.) Saphir

zum

Andenken froher geselliger Stunden,

in

voller Herzlichkeit

gewidmet.

Erinnerung.

„Lesen!“ heißt es nicht Spazierengehen, Streifzüge und Wanderungen machen? — Promenirt der Geist nicht eben so wie der Leib? Und ist Bewegung jenem nicht eben so ersprießlich als diesem?

Wie auf unsrem lieben Erdboden gibt es auch in der Bücherwelt freundliche

Wiesen, nahrungschwellende Kornfelder, schattige Auen, üppig blühende Gärten, weinumrankte Hügel, stattliche lichtgetränkte Berge und bunt gestickte lachende Fluren; aber auch leblose Brachfelder, dürre wüste Gauen, dornige Nebenwege, verdächtige schlüpfrige Pfade, gefahrbringende Gräben und Abgründe (wenn auch keine Freischützischen Wolfsschluchten mehr), giftaushauchende Moräste, grasverhüllte Pfützen, und — kleine wie große Wasserflächen, vom murmelnden bescheidenen Bächlein bis zur wogenthürmenden stolzen Meeresfluth, vom Fingerkalenderformat bis zum riesenhaften Folianten hinauf. Ja selbst den Umstand haben die

geistigen Territorien, Bücher genannt, ziemlich mit dem wirklichen Erdreich gemein, daß sie ebenfalls mit Füßen getreten werden. Wer kennt nicht die eisenbeschlagenen Recensentenstiefel?„

Auf meinen Spaziergängen, Streifzügen und Wanderungen in den Gebiethen der Geschichte, Literatur und Bibliographie ist mir natürlich allerhand mehr oder weniger Bekanntes und Gewöhnliches, aber auch viel Neues, Ungewöhnliches und Merkwürdiges aufgestoßen. Ich blieb nicht selten stehen, wandelte wieder langsamer, oder setzte mich, um ein interessantes Baustück, eine neue Anlage, einen noch un-

betretenen Weg, eine reitzende oder nicht reitzende Parthie ꝛc. in Augenschein zu nehmen, und meine Betrachtungen darüber anzustellen. Zu Hause verarbeitete ich dann Alles auf meine Weise und nach Maßgabe der Stimmung und des ursprünglichen Zweckes, für Zeitschriften ꝛc. ꝛc.

Durch die Anhäufung solcher Aufsätze entstand dieß Buch. Die geneigten Lesefreunde sind sofort freundlich eingeladen, diese Spaziergänge zu betreten. Ergehen sie sich mit einigem Genuß, und wird ihr Wandeln zugleich ein Lustwandeln, so soll es mich höchlich freuen. Auf alle Fälle darf ich

hoffen, daß diese Promenaden nicht ermüdend für sie seyn sollen, da es nicht an Abwechselung und Ruheplätzchen fehlt, weil ich nämlich auf ein gemischtes Publicum (auf das natürliche Bunterlei der Lesewelt selbst) Rücksicht genommen.

Die Verschiedenartigkeit der Schreibart wird man billiger Weise nicht beanständigen, indem die Natur des Stoffes schon an und für sich keine Gleichförmigkeit erlaubte, und ich absichtlich auch mit dem Vortrag wechselte, um desto mehr Farbenspiel in das Ganze zu bringen. Das neu geschaffene Wörtlein „Bunterlei“, das, so bizarr es

auch scheinen mag, doch sehr bezeichnend ist, mag übrigens den entsprechendsten Gesichtspunct abgeben.

Wien im Herbste 1823.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Alfieri.

Victor Alfieri ist den 17. Jänner 1749 zu Asti in Piemont geboren. Dieses war zugleich das Todesjahr seines Vaters. Victor erhielt zum Vormund seinen Oheim Pellegrino Alfieri, Gouverneur von Coni. 1758 begann er die Studien auf der adeligen Academie zu Turin, daselbst einer besonderer Aufsicht des Grafen Albert Benedict Alfieri, ersten königlichen Architecten, übergeben. Victor, sey es nun aus übler Leitung

oder sonderbarem Temperament, machte keine Fortschritte. Am Ende der Studienzeit wußte er fast nicht mehr als bei dem Anfange derselben. Alles mißfiel ihm, selbst Leibesübungen und Tanz, nur das Reiten zog ihn an. Noch im vierzehnten Jahre konnte er bereits über sein Vermögen verfügen. Unstäten Sinnes zur Verschwendung geneigt, und manchmal wieder von dem Dämon des Geizes geplagt, trieb er sich zehn Jahre lang in einem Labyrinth von Vergnügungen und Unmuth, von Liebeshändeln und melancholischem Wahnsinne umher, nicht selten vom Verdruß gepeinigt, und nach dem Ende eines so verwirrten Daseyns sich sehnend. In diesem Zustand von Zerwürfniß verfiel er auf das klügste Mittel, und beschloß zu reisen. Europa durchziehend, fand er gleichwohl die gesuchte Heiterkeit nicht, weil ihm der Ernst eines vernünftigen Zweckes, der ruhige Beobachtungsgeist, die Würde einer philosophischen

Weltansicht fehlten. Von flacher Neugierde und kindischer Laune erfüllt, konnte nichts ihm ein haltbares Interesse einflößen. Er unternahm eine zweite Reise, zog durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, Preußen und Holland. Sieben Monate verweilte er in England, wo sein liebeglühendes Herz an einen unwürdigen Gegenstand sich mit solcher Unbesonnenheit anklammerte, daß ein Zeitungsartikel ihn dem Gespötte der Londoner Preis gab. Bemüßigt abzureisen, verging er in bittern Schmerz, die Treulose nicht dem Tode weihen zu können; er verachtete sie tief, aber seine Zärtlichkeit blieb dennoch dieselbe. Mit zerrissenem Gemüth von Anfällen des Wahnsinnes gepeitscht, ohne Muth dieser elenden, nach Allem ringenden, nichts erreichenden, vernichtenden Verfassung durch einen männlich energischen Entschluß zu entrinnen, flog er von Paris nach Barcellona über

Bordeaux und Toulouse in Thränen zerfließend, wie ein schwächlicher Knabe. Plötzlich, in Catalonien wandelt sich die verderbliche Melancholie. Er hält da an, kauft zwei schöne Pferde, springt vor Lust hoch auf, und eilt über Madrid, Lissabon, Cadix und Valencia wieder ins Vaterland zurück.

Alfieri selbst bekannte, daß er damals für einen außerordentlichen Mann gehalten wurde, doch in einem nicht sehr günstigen Sinne. In der That hatte er sich auch seither in keinem andern Lichte gezeigt, als in dem eines zügellosen Phantasten, eines unbändigen Thoren, eines Uebermüthigen. Hätte dieser Alfieri sich späterhin nicht durch seine herrlichen Geistesschöpfungen hervorgethan, so würde er selbst in dem beschränkten Weichbild seines Geburtsortes kaum eine andere als bürgerliche Beachtung erfahren haben, falls man es

wirklich der Mühe werth gefunden hätte, ihn zu berücksichtigen. So aber erschienen seine Tumulte und Exaltationen als die Symptome einer edlen wogenden Kraft, als die Herolde großer Geistesproducte, als die Verkünder seines Ruhmes. Will man billig seyn, so kann man verleitet werden, anzunehmen: Alfieri sey mit jener Seltsamkeit behaftet gewesen, welche die Engländer Spleen nennen; wenigstens könnte man durch manche Züge darauf schließen. J. J. Rousseau wollte er in späterer Zeit nicht sehen, befürchtend, daß er ihn mürrischer fände, als er selbst wäre! Preußen unter Friedrich war ihm nur eine traurige Wachtstube, und die Russen asiatische Barbaren, nur als Europäer maskirt. Niemals konnte er den Parisern den Eingang durch die Faurbourg St. Marceau verzeihen, noch den Frauen die Schminke, oder die Aussprache des U mit gespitzten Lippen, das er „Blasen auf

heißer Suppe“ schilt. In späterer Zeit griff er Frankreich und Paris in heftigen Satyren an. Montesquieu achtete er; aber J. J. Rousseau war nicht nach seinem Geschmake, am wenigsten die neue Heloise. Er konnte das nicht Liebe nennen, wenn man gegen die Hindernisse nicht wie ein Löwe brüllte, oder wie er sich selbst ausdrückt, und auch selbst that, nicht auf der Post von London nach Madrid oder von Wien nach Lissabon flog, von Wuth erfüllt.

Sein Aufenthalt in Turin 1773 gab seinem ganzen Wesen auf Einmal eine bestimmtere Richtung; es erwachte durch ein ernsteres Band in ihm der Sinn für Dichtkunst. Schon früher hatte er ein Schauspiel entworfen, und als ihm dieß jetzt zufällig wieder in die Hände gerieth, entschloß er sich zu dramatischen Arbeiten. Ziemlich strenge mit sich selbst verwarf er

einige mittelmäßige Versuche. Darauf schrieb er Cleopatra, welche den 18. Juni 1775 vorgestellt wurde. Zugleich wurde ein kleines Stück von ihm: Die Poeten aufgeführt, welches die Kritik seiner selbst enthielt. Beide gab man nur zweimal; sie sind in der That auch nur von unbedeutendem Gehalt; allein sie entschieden doch über die Richtung des Verfassers. Alfieri ahnete nun seine dichterische Bestimmung, und das Gefühl seines großen, wahrhaft antiken Talents erwachte immer lebhafter. Er empfand eine neue, nie gekannte Kraft in seinem Innern, und mit ruhiger Klarheit erkannte er die Weihe seines Berufs. Stets der Müßigste der Menschen, war er auf Einmal der Thätigste. Er widmete sich dem Italienischen, in welcher Sprache er noch weit zurück war, so wie dem Lateinischen, wenigstens um die Prosaisten zu verstehen, unter welchen ihm Tacitus und Sallust vorzüglich theuer waren. Wie-

wohl er Amyot und Montaigne lieb-
te, faßte er dennoch den Grundsatz, die
französische Sprache völlig zu vernachlässi-
gen. Desto eifriger las er den Dante
und Petrarca, so daß er sie mit Hülfe
seines kräftigen Gedächtnisses fast auswen-
dig wußte. Der Geist der Arbeitsamkeit
hielt ihn jetzt eben so gefesselt, als vorher
der des Müssiggangs, oder was noch schlim-
mer ist, des zügellosen Umtreibens auf der
Bahn der Sinnlichkeit. Früchte seines sie-
ben Jahre anhaltenden Fleißes sind: Das
gerächte Hetrurien, ein Gedicht in
vier Gesängen, fünf lange Oden, die ame-
rikanische Revolution betreffend; unter vie-
len Aufsätzen einer über die Tyrannei; er
lieferte eine Uebersetzung des Sallust, und
nicht weniger als vierzehn Trauerspiele, un-
ter denen Philipp II., die Verschwö-
rung der Pazzi, Don Garcias,
Polinice, Orest, Virginia, Saul,
Merope hervorragen. Sämmtlich wur-

den sie mit Enthusiasmus aufgenommen. Es ist anerkannt worden, daß er bei dieser letzten Tragödie gar nichts aus dem gleichnahmigen Stück Voltaires benützt hat. An den dramatischen Leistungen dieses Dichters fand Alfieri überhaupt wenig Gefallen, außer an Mahomed und Alzire. Bei Brutus, den er verbessern wollte, scheiterte er.

Einen entscheidenden Einfluß auf Alfieris Gefühl und geistige Thätigkeit behauptete von dem Jahre 1780 an die Gemahlinn des Chevalier St. George, des letzten Stuart, welcher späterhin den Namen eines Grafen Albani annahm. Diese eben so ehrwürdige, als liebenswerthe und anmuthsvolle Frau war eine geborne Gräfinn Stollberg. Alfieri entschied sich auf ewig für sie. *)

*) Die Erzählung des Herzensverhältnisses

Seine Leidenschaft hatte viel mit der Petrarcas gemein.

Einige Zeit darauf, während einer Reise nach Elsaß schrieb er Agis, Sophonisbe und Mirosa. Seinen frühern Aufsatz über die Tyrannei, so wie jenen über den Fürsten und die Wissenschaften und sein Gedicht Etrurien, ließ er zu Kehl erscheinen. Allein in der toskanischen Zeitung wollte er sich nur für den Verfasser seiner Trauerspiele, der Lobrede auf Trajan, des freien Amerika und der verkannten Tugend bekennen, was vermuthlich daher kam, weil ihn die Herausgabe jener drei Schriften aus politischen Ursachen gereuete.

Alfieris und der Gräfinn Albani habe ich im Archiv 1822, Nro. 99 und 100 geliefert.

Um diese Zeit reisete Alfieri nach Paris. Hier vermählte er sich, als 1788 der Tod des Grafen Albani bekannt wurde, heimlich mit seiner unvergeßlichen Freundinn. Bei Didot war Alfieris Theater im Druck begriffen; aber als dieser beendigt werden sollte, brach die Revolution aus. Alfieri wie viele der Bessern verblendet, entschied sich Anfangs zu Gunsten derselben, allein die Schändlichkeiten, welche sich im Gefolge dieser Umwälzung nur allzubald zeigten, erregten seinen tiefsten, laut ausgesprochenen Abscheu. Alsbald nach dem 10. August verließ er Frankreich. In Toskana angelangt, widerrief er öffentlich seine früheren Grundsätze. Diese veränderte Ansicht zu rechtfertigen, äußerte er: „Ich kannte wohl die Großen aber nicht die Kleinen.“ In Paris hatte er seine Büchersammlung, und Geräthschaften zurückgelassen. Diese so wie seine in der Staatskasse angelegten Gel-

der zog man jetzt ein, und behandelte ihn überhaupt als einen französischen Emigranten. Dieß Verfahren konnte nur dazu führen, seinen Haß gegen die Revolution zu vergrößern. Andere Feinde derselben schlossen sich ihm an, und so wurde sein Haus zu Florenz ein Vereinigungspunct der entschiedensten Widersacher der Revolution.

Mitten unter diesen Bewegungen schien sein Eifer für literarische Thätigkeit immer zuzunehmen. Bereits im 48 Jahre fing er an griechisch zu studieren. Er erfand sich selbst eine erleichternde Methode, und machte die schnellsten Fortschritte. Um in der Folge nicht durch Kurzsichtigkeit oder Parteilichkeit fremder Federn entstellt zu werden, schrieb er seine eigenen Denkwürdigkeiten, die aber an Kunst und Composition, Stärke und Anmuth der Sprache den Bekenntnissen J. J. Rousseaus nachstehen. Diese Memoiren reichen bis 14. Mai 1803.

Von dieser Zeit an nahmen seine durch Gemüthsbewegungen, körperliche und geistige Anstrengungen, und eine pedantisch systematische Lebensart verminderten Kräfte fort und fort ab; wenige Monate, und er war nicht mehr. Der 8. October 1803 ist sein Todestag. Er ward zu Florenz in der Kirche Santa Croce, dieser florentinischen Westmünster-Abtey begraben. Seine Gattinn ließ ihm von Canova ein marmornes Grabmahl errichten. Die Inschrift hatte er selbst verfaßt, wie in seinen Denkwürdigkeiten zu lesen ist. Sie lautet:

Quiescit hic tandem
Victorius Alfierus, Astensis
Musarum ardentissimus cultor &c.

Nicht lange vor seinem Hintritte gefiel er sich noch mit der Phantasie eines griechischen Ordens. Die Kette hätte mit kost-

baren Steinen, einer Camee, den Homer vorstellend, und mit den Namen von 23 alten und neuen Dichtern geziert seyn sollen.

Bald nach Alfieris Tode erschienen zu Florenz und London die beiden Theile seiner Denkwürdigkeiten, eine metrische Uebersetzung der Aeneide, des Terenz, der Perser des Aeschylus, des Philoctet von Sophocles, von Aristophanes Fröschen und Euripides Alceste, dann 7 Lustspiele, eine andere Alceste, Abel ein Drama, eine treffliche Uebersetzung des Sallust, mehrere Sonnete und Satyren.



Joseph Ritter von Hammer, sein Leben und gelehrtes Wirken.

Hammer ist den 9. Juni 1774 zu Grätz der Hauptstadt Steyermarks geboren. Nachdem er daselbst die Normal- und untern Schulen bis in die Poesie 1787 zurück gelegt hatte (in welchem Jahre er seine Mutter, eine geborne Schnabel verlor), wurde er von seinem Vater, Joseph Edlen von Hammer, Gubernialrath, früher Staatsgüter = Administrator und Steuerregulierungs = Commissär nach Wien gebracht. Hier erhielt er ein The-

resianisches Stipendium, und widmete sich mit Eifer und Erfolg der Poesie im Barbarastifte, so wie den morgenländischen Sprachen in der Präparandenschule in der k. k. orientalischen Academie. Damals hing die Aufnahme als Stiftling von dem Ausweis des ein volles Jahr hindurch erprobten Sprachtalentes ab; den halbjährigen Prüfungen der Präparanden wohnte der Staatskanzler Philipp Graf von Cobenzl, der dieser Pflanzschule orientalischer Dolmetscher besondere Liebe und Fürsorge weihte, jederzeit in Person bei. Hammer ward als Stiftling dieser Academie aufgenommen. Er blieb daselbst in Ermangelung einer frühern Anstellungsgelegenheit neun volle Jahre statt der üblichen fünf oder sieben. Endlich 1797 ward er als Secretair bei dem, nach dem Frieden von Campo Formio zum Hofcommissair ernannten Freiherrn von Jenisch angestellt, um diesen nach Dalmatien zu

begleiten. Nach Vollendung des 7jährigen Studiencurses hatte sich Hammer in den letzten zwei Jahren vorzüglich dem Persischen gewidmet, um sich zu einer Reise nach Persien vorzubereiten. Während dessen wurde er mit Joh. v. Müller bekannt, der damals mit Jenisch und Stürmer in einem und demselben Zimmer der Staatskanzlei arbeitete. Hammer wurde bei dieser Leitung der persischen Vorbereitungsstudien vielfach beschäftigt, von Jenisch mit orientalischen Handschriften, von Stürmer mit Auszügen aus dem encyclopädischen Werke Hadschi Chalfa's, von Müller mit allen den Orient betreffenden europäischen Schriften. Letzterer nährte des jungen Mannes glühende Liebe zur Literatur durch die classischen Werke der Alten, und eigenes Muster noch mehr. Drei Nachmittage wöchentlich las Hammer bei ihm sein damals eben vollendetes Manuscript der 24 Bücher allgemeiner Ge-

schichte mit durch. Hammers literarischer Erstling war die Uebersetzung eines türkischen Gedichtes: über die letzten Dinge. Müller sandte sie dem deutschen Merkur ein, wo sie von Wielands und Böttigers wärmster Anerkennung gekrönt, erschien. Auch Herder nahm den lebhaftesten Antheil, indem er späterhin in der Adrastea den Reisen und Studien des jungen Orientalisten ein seelenvolles Glückauf! zujauchzte.

Hammers dichterisches Talent begann im Jahre 1797 sich zu entfalten. Er besang im Frühling des Kaisers Geburtsfest in einer Ode: Das Fest des 12. Februars; eine andere, auch im Merkur abgedruckte: Asia, betitelt, widmete er dem Freiherrn v. Jenisch; und Müller das im Sartorischen Taschenbuch zum erstenmal erschienene Gedicht auf Weidling, an welchem freundlichen Orte er

auch 10 Jahre die Vacanzzeit verlebt hatte. Das Jahr darauf unternahm Hammer, da Jenisch's Reise nach Dalmatien unterblieb, und sich eben keine Geschäftsverwendung darbot, einen Ausflug nach Innerösterreich und Venedig mit seinem Freunde, dem damaligen Präsidenten der Appellation zu Klagenfurt, Joh. Freiherrn von Krufft; die gewonnenen Ansichten erschienen dann im Drucke. Seit Juli 1797 bis zu seinem Abgang als Sprachknabe nach Constantinopel im Mai 1799, war das persische Mährchen Schirin ein Gegenstand seiner lebhaftesten Vorliebe. Obschon es erst 10 Jahre darauf erschien, war es doch vor seiner Abreise nach Constantinopel bereits fertig, bis auf die beiden Weihgesänge, die Hammer an den Ufern des Bosphoros und auf Trojas Ebene selbst, dichtete. Die reizenden Umgebungen Wiens, in welchen er den größten Theil der schö=

nen Jahreszeit zubrachte, besang er um diese Zeit im ersten Bändchen des Sartorischen Taschenbuches. Seine Hauptbeschäftigungen blieben aber die orientalischen Studien.

Im Frühjahre 1799 wurde Hammer von dem Minister Freiherrn v. Thugut mit einem Schreiben nach Constantinopel geschickt, in welchem dem Freiherrn v. Herbert empfohlen wurde ihn zur Vervollständigung seiner Sprachstudien, und bis zu dem Anlaß einer persischen Reise, nach Haleb und Baßra zu senden. Bald hatte sich Hammer Herbert's volle Zufriedenheit erworben, so, daß dieser die Idee einer Reise nach Persien auf alle Weise zu fördern suchte. Als Herbert Kunde von der zu El-Arisch erfolgten Convention erhielt, beorderte er Hammer im Februar 1800 in Angelegenheiten der Consulat- und anderer politischen Verhält-

nisse, nach Aegypten. Da jedoch das englische Ministerium die Bestätigung jener Convention verweigerte, so blieb er in der Hoffnung günstigerer Reisegelegenheit am Bord des Tigers bei dem Commandeur Sir Sidney Smith. Hammer hatte an ihn von dessen Bruder, dem englischen Minister Spencer Smith Empfehlungsschreiben; und da es Sir Sidney an einem geschickten Dolmetscher gebrach, so war ihm Hammers Erscheinung um so willkommener. Dieser that sowohl jetzt als in der Folge bei dem Commandanten der brittischen Expedition nach Aegypten Dienste als Dolmetscher und Secretair. Er war bei den Conferenzen des Großveziers zu Jaffa gegenwärtig, und machte 1801 den Feldzug in Aegyten mit. Nach Beendigung desselben begab er sich in Folge einer Weisung des Freiherrn v. Herbert, erst die gesammte türkische Correspondenz, und die den Feldzug und die

Verhandlungen der Mameluken betreffenden Schriften in Ordnung zu bringen, ehe er Sidney Smith verlasse, nach der Uebergabe Alexandriens nach England. Von Hammers literarischer Thätigkeit während seines kurzen Aufenthaltes von 7 Monaten in Constantinopel, nämlich vom Anfang des Juli 1799 bis Anfangs Februar 1800, so wie von der seiner levantischen Reise, zeugen seine Uebersetzungen des Hafis, die topographischen Ansichten, die Uebertragung Ibn Wahschies; von seiner bibliographischen und antiquarischen Bemühung der in Europa damals noch nicht vorhandene arabische Ritterroman Antar, welchen er der k. k. Hofbibliothek in Wien sandte; der Marmor von dem Tempel des alten Paphos, welchen er der Erste beschrieb; ferner Ibi snumin ein egyptischer Grabstein voll Hieroglyphen rc., welch Alles er dem k. k. Antiken-Cabinette zuschickte. Ibn

Wahschias über Hieroglyphen und unbekannte Alphabete, übersetzte er aus dem Arabischen in das Englische, während der Ueberfahrt von Alexandrien nach Portsmouth. Diese in England zurückgelassene Uebersetzung kam späterhin durch den gelehrten Wilkins, auf Lord Spencers Kosten, mit dem Originaltexte daselbst im Druck heraus.

Nach des Freiherrn von Herbert Tode im Februar 1802, ging Hammer, von England abberufen, im Herbste mit dem nunmehrigen Staatsrath und damaligen Internuntius, Baron v. Stürmer, als Legationssecretair nach Constantinopel. Dorthin nahm er mit der besondern Bewilligung des Kaisers den Roman Antar mit, las die 33 Foliohefte mit Muße, und machte während seines 4jährigen Aufenthaltes Auszüge daraus; übertrug die noch unübersetzten Theile von Tausend und

Säner Nacht, und extrahirte ein türkisches Werk über den heiligen Krieg. Diese letzten Auszüge gab sein Freund Joh. v. Müller, dem er sie zugeschickt hatte, unter dem Titel: Die Posaune des heiligen Krieges heraus. Als kais. Agent in der Moldau, verfügte sich Hammer 1806 nach Jassy. Jahrs darauf nach Wien berufen, wurde er hier mit dem Grafen Wenz. Rczewusky bekannt. Dieser den orientalischen Sprachen mit aller Liebe ergebene Edelmann hatte nicht sobald seinen Entschluß zu einer gemeinnützigen Unternehmung in diesem Fache verlautbart, als Hammer ihm mit dem Vorschlage zur Herausgabe der Fundgruben des Orients entgegen kam. 1809 am Tage der heil. drei Könige, erschien die Ankündigung dieser ehrenvollen, den Hauptsprachen des Occidents und Orients zum Brennpuncte dienenden Institutes; und Hammer, obwohl durch Kriegsumstände von

dem Gönner desselben, dem Grafen R z e-wusky, abgeschnitten, hatte dennoch den Muth den Druck des 1sten Heftes zu veranstalten. Als Herausgeber dieses Werkes wurde ihm bei dem Ausbruche des Krieges als ein Zeichen der Huld des russischen Kaisers, von dessen Minister dem Grafen von Stackelberg, ein schöner, als Ring in Brillanten gefaßter Smaragd verehrt. Sowohl die intensive Gründung als Förderung dieser so viel wahrhaft köstliche Schätze bergenden Fundgruben ist Hammers Verdienst, auch ist der größte Theil des Inhaltes von seiner Feder.

Um diese Zeit genoß sein Memoire über den Einfluß des Mahomedanismus in den drei ersten Jahrhunderten der Hedschira, von dem Pariser Institute die auszeichnendste Erwähnung. Noch während der Anwesenheit der französischen Truppen in Wien, verwendete sich Hammer mit dem Eifer

eines Vaterlandsfreundes und Priesters der Wissenschaften für die Rückstellung der von Denon der kais. Bibliothek weggenommenen orientalischen Handschriften. Seine Bemühungen hatten auch den glücklichen Erfolg, daß noch in Wien 300 zurückblieben, und von den nach Paris abgegangenen 200 im Jahre 1810 die bessere Hälfte restituirt wurde. Dieß hatte Hammer in Paris ohne allen diplomatischen Character durch die Unterstützung des Ministers des Innern, des Grafen Montalivet, und des Baron Sylv. de Sacy bewirkt. Bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten wurde er als Bothschaftsrath vorgestellt, und kam sofort als Courier wieder in Wien an. 1811 wurde er zum wirklichen kais. Rath und Hofdolmetscher bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei ernannt. Als Anerkennung des Verdienstes durch sein Werk: Staatsverfassung des osmanischen Reiches, erhielt er

1815 von dem Kaiser von Rußland den St. Annen=Orden 2ter Classe, und von dem Könige von Dänemark den Danebrog=Orden. Im Jahre zuvor begegnete ihm, als er mit seinem Freunde, dem englischen Residenten aus der Gesellschaft des Prinzen de Ligne sich wegbegab, das Unglück, sich ein Bein zu brechen. Er wurde aber durch die geschickte und hülfreiche Hand des berühmten Wundarztes Dr. von Rudtorffer so glücklich hergestellt, daß er schon 5 Monate darauf als er auf einer Reise nach Grätz zu Pekau keine Pferde fand, mit seinem Freunde, dem Parlamentsgliede Sir Thom Arlond, die anderthalb Stationen lange Strecke in der Winternacht zu Fuße zurücklegen konnte. Im Jahre 1816 vermählte er sich an seinem 42sten Geburtstage mit Carolinen, der ältesten Tochter des Ritters von Henikstein, die ihn in den folgenden drei Jahren zum glücklichen Va-

ter eines Knaben und zweier Mädchen machte. Hingegen aber hatte er bald den Schmerz, seinen zärtlich geliebten Vater durch den Tod zu verlieren, der 1818 zu Grätz starb. In diesem Jahre erschien seine Geschichte der schönen Redekünste Persiens. Seit seinem festen Aufenthalte in Wien genoß er viele schöne Stunden in der Gesellschaft seines Gönners, des, der Kunst und den schönen Wissenschaften zu früh entrissenen Fürsten, Prosper Sinzendorf. Seine Bekanntschaft hatte Hammer im Jahre 1802 bei seiner Rückkunft aus England mittelst des trefflichen Grafen Carl Harrach gemacht, von welchem Freunde er von Jugend auf vielfache Beweise liebevollster Theilnahme und echter Freundschaft erfahren hatte. Die reizenden Umgebungen von Ernstbrunn, jenem Fürsten gehörig, beschrieb Hammer in 4 Briefen abgedruckt in Sartoris österreichischem Tibur. Von seinem wirk-

lichen Eintritte in die Staatskanzlei im Jahr 1814 brachte er seine Sommermonate in dem angenehmen Weidling zu. 1813 schrieb er daselbst seine Geschichte der Assassinen, und im folgenden Jahre seine (bei Wallishausser) im Druck erschienene Dewajani, ein indisches Hirtenspiel. Sein Lieblingsaufenthalt in Weidling war im Jahre 1813 durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Künstlerinn Ant. Adamberger verschönert worden; das Jahr zuvor hatte er dort die Leiche einer seiner Jugendfreundinnen, Elise Teiner, auf den Kirchhof begleitet, auf welchem er sich noch jüngst sein eigenes Grabesplätzchen wählte. Dahin soll ihm das von dem wackern Künstler Kiesling in orientalischem Style verfertigte Grabmal gesetzt werden, welches Inschriften in 10 Sprachen, aus Horaz, Malesherbes, Dante, Shakspeare, Calderon rc. und persischen, arabischen und türkischen

Classikern enthält. Den grauen Marmor dazu spendete der Fürst Sinzendorf aus seinem Steinbruch bei Gföll. Im Jahre 1817 wurde Hammer zum k. k. Hofrath ernannt, welches Se. Durchlaucht der Fürst Metternich ihm in einem eigenen Schreiben ankündigte. Als 1819 der persische Bothschafter Mirsa Abul Hassan sich in Wien befand, geleitete ihn Hammer kraft seines Amtes im feierlichen Aufzuge zur Audienz nach Hofe, und erhielt dabei als Auszeichnung den Leopolds-Orden mit einem ehrenvollen Schreiben des Fürsten Metternich. Das Pferd welches ihm jener Bothschafter zum Geschenk machte, verkaufte er für 100 Ducaten, um von diesem das oben erwähnte Grabmahl zu bestreiten, wie er früher das Honorar für seinen Dschafer als Beitrag zu dem Denkmale verwendete, welches seinem verstorbenen Freunde Heinr. v. Collin gestiftet wurde. Von Ihrer Majestät

der Kaiserinn von Oesterreich hatte er für das Ihr zugeeignete Werk: Reise nach Brussa, eine schöne goldene Dose, und von Ihrer Majestät der Kaiserinn von Rußland für ein Exemplar desselben einen schönen Brillantring erhalten. Ihre Majestät die Erzherzoginn von Parma erkannten den Werth seines Ihr gewidmeten Werkes: Constantinopolis und der Bosphoros, durch den konstantinischen Ritterorden des heil. Georg, und der Schah von Persien sandte ihm das Diplom des Sonnenlöwenordens, welches in den Jahrbüchern der Literatur persisch und deutsch abgedruckt ist. 1821 unternahm Hammer eine Reise nach Dresden und Berlin, um die Schätze der dortigen Bibliotheken kennen zu lernen, und verlebte auf der Rückreise, auf dem Gute seines Schwiegervaters, Mitrowiz in Böhmen, vier vergnügte Wochen. Seit dem Jahre 1809, wo er von dem Institute zu

Amsterdam zum Correspondenten, seitdem zum auswärtigen Mitgliede erwählt ward, ernannten ihn die Akademien von Göttingen, München und Copenhagen zu ihrem wirklichen Mitgliede, die von Paris und Berlin zu ihrem Correspondenten, die philosophische Gesellschaft von Philadelphia, die asiatischen von Calcutta, Bombai, Madras und Paris, dann die der bildenden Künste zu Wien zu ihrem Ehrenmitgliede. —

Hammers literarische Leistungen sind: Zeichnungen auf einer Reise nach Wien über Triest nach Venedig, 8. Berlin 1800, neue Ausgabe, 1822. — Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. 2 Thle. 8. Leipzig, 1804. — Die Posaune des heiligen Kriegs. 8. Berlin 1806. — Ancient Alphabets of Ibn Washie, 8. London, 1806. — Schirin, ein persisches romantisches Gedicht,

2 Theile, 8. Leipzig 1809. — Des türkischen Gesandten Resmidi Achmed Effendi gesandschaftliche Berichte rc. 8. Berlin, 1809. — Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante. 4. Wien 1813. — Der Divan von Mahomed Schemsed-din Hafis, 2 Bände 8. Stuttg. 1813. — Rosenöhl, 2 Bändchen, 8. Tübingen 1814. — Spencers Sonnette, 4. Wien, 1814 (auf Kosten des Fürsten Sinzendorf, nicht im Buchhandel). — Dieselben englisch und deutsch, 8. Wien 1816. — Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung, 2 Bde. 8. Wien 1815. — Morgenländisches Kleeblatt, 4. Wien 1818. — Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa, 4. Pesth 1818. — Geschichte der Assassinen, gr. 8. Stuttg. 1818. Denkmal auf das Grab der beiden letzten Grafen von Purgstall, Fol. Wien 1821 (nicht im Handel). — Copie figurée

d'un rouleau de Papyrus etc. Vienne, 1822 (gleichfalls nicht im Buchhandel). — Constantinopolis und der Bosphoros, 2 Bde. gr. 8. Pesth 1822. — Juwelenschnüre Abul-Mani's. 8. Wien 1822. — Memnons Dreiklang, 12. Wien 1823. — Motenebbis Gedichte aus dem Persischen, gr. 8. Wien 1824. — Die Geschichte und Literatur der Osmanen in Eichhorns Gesch. d. Lit. — Ferner zahlreiche Beiträge in Wielands Merkur (1796 und 1797), Meißners Apollo (1797) im Wiener Taschenbuch (1799), in Seckendorfs Taschenbuch (1801), Oesterr. Taschenkalender (1803), in Sartoris mahl. Taschenbücher, in den meisten Jahrgängen der Aglaja, der vaterländischen Blätter, von Hormayrs Archiv, des Morgenblattes, der Fundgruben des Orients (oft ganze Hefte von Hammers Feder), der Wiener Zeitschrift, im Wiener Conversationsblatt, in Böttigers Amal-

thea, in der Steyermärkischen Zeitschrift, in Ersch's Encyclopädie, in den Feierstunden, in Kruse's Archiv für Geographie, in Gräffers Ceres; dann Recensionen in den Literaturzeitungen von Wien, Halle, Leipzig, dem Magazin encyclopédique, den Wiener Jahrbüchern der Literatur (hier fast in jedem Bande); endlich noch mehr selbstständig gedruckte Aufsätze und Gedichte. — Auch ist viel von ihm ungedruckt, z. B. die französische Uebersetzung des arabischen Romans Antar, die der noch nicht herausgegebenen Mährchen der 1001 Nacht. —

Hammers Bildniß, von Kraft gemahlt, von John gestochen befindet sich bei seiner Geschichte der persischen Redekünste; ein zweites, von Stubenrauch gemahlt, von Passini gestochen bei den Feierstunden, erster Band. Das ähnlichste und kunstvollste aber ist die Handzeichnung von Sir

Thom. Lawrence in seiner bekannten ansprechenden Manier. Der Fürst Sinzendorf war im Begriffe, es in Kupfer stechen zu lassen, als ihn der Tod überraschte.

Von Büchern die in sehr geringer Anzahl aufgelegt wurden.

Solche Druckstücke sind natürlicher Weise schon an sich selten; da sie aber gewöhnlich auch durch eine sehr schöne oder prächtige Ausstattung hervorragen, so sind sie für den Bücherfreund von doppeltem Interesse. Wir wollen hier als Beitrag ein Verzeichniß solcher Artikel liefern, welches jedoch nicht erschöpfend ist, es auch nicht seyn kann. Die neuern Unternehmuugen brittischer Bibliophilen oder Bibliomanen z. B. die da von Incunabeln mit täuschender Aehnlichkeit neue

Auflagen veranstalten, und von andern merkwürdigen Druckwerken zuweilen nur 2 bis 6 Exemplare abziehen lassen, übergehen wir, weil diese Artikel für uns Continentalisten keine praktische Bedeutung haben, eben so haben wir uns bei den bekannteren und lediglichen Privat- oder ämtlichen Piecen nicht aufgehalten. Auch nehmen wir nur solche auf, von denen unter hundert Abzüge gemacht wurden. Wo keine Zahl der Auflage angegeben ist, kann man nicht unter 25 und nicht über 80 annehmen ꝛc.

Abbot histoire natur. des Lepidoptères de Georgie, 2 V. Fol. Lond. 1797. 60 Exemplare. Brunet im Manuel du libraire hält zwar nicht viel auf dieses Werk; indeß ging es bei Montigny um 502 Fr. weg.

Abrégé des mathematiques, 2 V. 8. Petrop. 1728. — 25 Exemplare.

Aeschyli tragoedie 6. c. Fig. Flaxmanni. Fol. Glasg. 1795. — 52 Exemplare und 11 auf Großpapier.

Anacreontis Teii odaria (gr.) 4. Parmae, Bodoni, 1784. — 60 Exemplare und 4 auf Pergament.

Anastasii bibliothecarii historia de vitis rom. Pontif. etc. 4. Mogunt. 1602. Mit der Geschichte der Päbstinn Johanna nur 2 Exemplare.

Apuleii Psyches et Cupidonis amores. — Petronii matrona Ephesiaca. 18. Par. 1796. — 90 Exemplare, 6 auf rosenfarbenem Papier, 1 auf Pergament.

Arrowsmith tactica sacra, 4. Cantabr. 1657. Nicht zu verwechseln mit der 2ten Auflage. Amst. 1700.

Athenée les, 15 livres de Deipnosophistes. 4. Par. 1680. — 25 Exemplar (nach Artigny Méläng. I. 383), 1 auf Großpapier, so Gaignat besaß.

Bacchini de sistrorum Fig. 4. Bon. 1691. — 1ste Ausgabe 50 Exemplare.

Barruel-Bauveet actes des philosophes. 8. Par. 1807. — Zwar in großer Anzahl aufgelegt, aber so unterdrückt, daß nur noch 4 bis 5 Exemplare existiren.

Bayer de Numo Rhodio etc. 4. Regiom. 1723. — 48 Exemplare.

Beccaria dei delitti etc. 4. Par. (Didot N. M.) 1781. — 40 Exemplare.

Becher convenientiae linguarum (Project zu einer Universalsprache.) 8. Francof. 1661.

Bellori pitture antiche. Fol. Roma, 1706. — 36 Exemplare.

Bernard oeuvres compl. Fig. 8. Par. 1795. — 35 Exemplare.

Bibliographie des pays-bas. 4. Nyon 1783. — 50 Exemplare.

Boscovich memorie sulle cannochiali diottrici. Fig. 8. Milano, 1771.

Bossuet expos. de la doctrine de

l'eglise cath. 12. Par. 1681. — Existiren nur noch 3 Exemplare.

Brossai icones posthumae. Fol. atl. 24 Exemplare.

Bute botanical tables Fig. col. 9 V. 4. Lond. — 12 Exemplare.

Callimaque hymnes par Fleins. 8. Par. 1776. — 40 Exemplare.

Catalogue de M. A. B. Caillard. gr. 8. Par. 1805. — 25 Exemplare.

Catalogue de Boze. Fol. Par. 1745. 36 Exemplare.

Caius de canibus britann. 8. Lond. 1729.

Caron mysteres, moralités etc. 11. V. 8. Par. 1802. — 16 Exemplare; 12 auf Velin, 2 auf rosenfarbnem, 2 auf blauem Papiere. Von der ersten Gattung zwar 39 aufgelegt, 25 aber vernichtet.

Castaing théâtre, 3 V. 8. Alenç, 1791 — 1793. — 30 Exemplare.

Catholische, der so wahrhafte als ganz

aufrichtig und discretgesinnte. (Vom Landgrafen Ernst von Hessen). 4. 1666. — 48 Exemplare.

Dasselbe im Auszug. 4. 1673. — 40 bis 50 Exemplare.

Censorini de vita et morte linguae lat. 8. Ferrar. 1784.

(Chateaubriand) essais etc. sur les revolut. 2 Part. 8. Londr. 1797. — Sein erstes Werk.

Chimentellius Marmor Pisanum de honore Bisellii. Fig. 4. Bon 1666. — 50 Exemplare.

Ciceron traité sur la vieillesse etc. 8. Par. 1780. — 50 Exemplare.

Collection d'ouvrages en prose et en vers par ordre de M. le Comte d'Artois. 64. V. 18. Par. 1780. — 60 Exemplare auf fein, einige wenige auf ord. Papier, 4 auf Pergament, 1 auf fein Papier in albis; 1804 um 1212 Livr. verkauft.

Concilium tridentinum, Fol. Ro-

mae (Paul Manut) 1564. — Eine zweite Ausgabe hat dasselbe Datum; von einer wie von der andern soll es nur 12 Exemplare geben.

Debure musaeum typogr. 12. Par. 1755. — 12 Exemplare.

Delandine de quelques changemens polit. 8. Par. 1791. — Existiren nur 15, die andern verbrannten.

Demence de Mlle. de Phanor. 18. Par. 1796. — 25 Exemplare.

Dufresne études sur le crédit. 8. 1784. Bei Chardin verkauft mit der Anmerkung: Exemplaire unique, à l'usage de l'auteur (!)

Eloge de Minetto Ratoni (par Rivarol). 4. Felisonte. — 15 Exemplare auf Rosavelin.

Embriologia sacra, Fig. Fol. Panormi, 1758.

Ernst insectes d'Europe etc. 4. 29 Cah. Par. 1779 et Descript. 4. 1786.

Essai sur la litérature franç. (par Crawford). 2. V. 4. Par. 1803. — 25 Exemplare.

Essai sur les appanages (par Duvanal). 2. V. 4. — 12 Exemplare.

Etrennes du coeur. 12. Par. (F. A. Didot.) — 12 Exemplare auf ital. Velin.

Euterpilia, ou mes bucoliques aux armées (par M. F. A. Marc.) gr. 8. Arcadie. (Vesoul) 1799. — 18 Exemplare.

Extrait de divers moralistes (par Droj.) 12. 1797. — 36 Exemplare.

Fables, quelques, par J. L. G. (Grenus). 18. Par. 1800.

Fallours, hist. nat. des plus rar. curios. 2 P. Fol. Amst. 1718.

Fasti Neapolionei, ed. in 4. Par. 1804. — Großpapier 48 Exemplare und 1 auf Pergament; sonst noch eine Ausgabe in 8 und klein 4.

Ferdinand IV. origine de la popu-

lazione etc. — Doveri verso Dio. 2 V. 4. Nap. 1789.

Foretille (de la) poëme sur le soleil. Lyon. — 10 Exemplare der ersten Ausgabe um 1798; von einer zweiten 3 Exemplare.

Fortiguerra Richardet. 2 V. 8. Par. 1797. — 2 Exemplare aus den Werken des Uebersetzers (Mancini-Nivernois) besonders abgedruckt.

Fournier essai portat. de bibliographie. 8. 1796. — 25 Exemplare. Der Verf. war damals 18 Jahre alt.

Frederic II. éloge du Prince Henri. 8. Birmingh. — 25 Exemplare.

Gemmarum antiq. delectus etc. Ducis Marlhuriensis. 2 V. Fol. maj. Lond. 1780 — 1791. — 50 Exemplare.

Godeau prieres. 1643. — 6 Exemplare.

Gonzaga riflessioni etc. sulla democratia. 8. Ven. 1780.

Hampden, Lathmon. Fol. max. Parmae, 1793. — 30 Exemplare, wovon die Hälfte auf Velin.

Histoire du vieux et du nouveau testament (par Dar. Martin), 400 Fig. 2. V. Fol. Arast. 1700. — Mit dem Discours in holländischer und französischer Sprache gibt es nur 6 Exemplare.

Homère l'Jliade trad. (par Lebrun) gravé d'aprés Flaxmann. 2 V. Fol. Par. 1809. — 25 Exemplare, 2 auf Pergament.

Houdetot poésies. 18. Par. 1782. — Velin.

Idylles, ou essais de poésie créole. New-York, 1804.

Impostoribus, de tribus. 12. 1598. Nach gewöhnlicher Meinung, 2 bis 3 Exemplare.

Jacquin selectarum stirpium american. hist. etc. c. icon. Fol. Max. (Vien-

nae), 1780. — 12 Exemplare; die 264 Abbildungen aus freier Hand gemahlt.

Kerner hortus semper vivens. 2 V. Fol. Stuttg. 1796 — 1805. Die 168 Bilder aus freier Hand gemahlt.

Laborde recueil de pensées. 18. Par. 1791. — 12 Exemplare.

Lamoignon catalogue, Fol. Par. 1770. 15 Exemplare.

Lamothe le Vayer contrariété d'humeur. 8. Par. 1809. — 25 Exemplare.

La Caille astronomiae fundamenta. 4. Par. 1757.

— — — coelum australe etc. 4. Par. 1763.

Lettres sur la botanique (par Collet). 12. — 36 Exemplare.

Linné hortus Cliffortianus, Fol. Amst. 1737.

Livre jaune (par de Boze). 8. Basle, 1748. — 30 Exemplare auf Pflanzen-Papier.

Longus amori di Dafni e Cloe. 4. Parmae, 1766. — 55 Exemplare, 2 auf Velin d'Annonay.

Louis XVI. maximes morales. 8. Vers. 1766. — 25 Exemplare.

Marsdencatal of dictionn. etc. 4. London, 1796. — 60 Exemplare.

Maranzakiniana. 24. 1730. — 50 Exemplare.

Mémoires du Cte. de Grammont. Fig. 4. 1763, und andere Ausg. 4. 1772.

Meibomius de usu Flagrorum. 4. Lugd. B. 1643.

— — — dasselbe französisch. 8. Lond. (Besanç.) 1801. — Man kennt nur 12 Exemplare.

Menage, in Diog. Laert. observationes. Par. 1663. — 12 Exemplare.

Merad de St. Just poésies. 3 Part. in 1 Vol. gr. 8. Parme, 1770. — Ein einziges Exemplar; es ist auf Holländer-papier.

Merad. folies de ma jeunesse. 3 V. 12. Londr. 1797. — 30 Exemplare.

— — — mehrere Briefe, Dissertationen und andere kleine Piecen in sehr geringer Auflage.

Mercier extrait d'un Manuscrit. 2 Vol. 8. Par. 1789. — 30 Exemplare.

Montesson oeuvres. 8 V. 8. Par. 1782 — 1785.

Montpensier recueil de (100) portraits, et éloges etc. 4. Par. 1659. — 60 Exemplare.

Morellet lettre de Brutus. 32. Par. 1783. — 25 Exemplare.

Museum Worsleyanum, or collect. etc. (by Worsley.) Fig. T. 1. Fol. max. Lond. 1794. — 50 Exemplare.

Nacoceli de officiis libri, 3 T. Fol. Cracov. 1659. — 20 Exemplare.

Naudé considér. polit. 4. Par. 1693. 12 Exemplare.

Nodier apothéoses. 4. Crotone (Besanç. 1808). 17 Exemplare.

Notitia della vera libertà fiorentina etc. 3 Vol. Fol. 1724. — 26 bis 50 Exemplare. Auf Befehl Kaiser Karls VI., der Verf. ist Bar. Spannaghel.

Novelle 8 rarissime. 4. Londr. 1790. — 25 Exemplare.

Oeconomique (par Cl. Dupin.) 3 V. Carlsr. 1745. — 12 Exemplare nach Barbier.

Opuscules mêlées (par Roederes). 3 V. 8. Par. 1804. — 50 Exemplare.

Origine des maisons d'Alsace et etc. (par Vignier). Fol. Par. 1649. — 40 Exemplare.

Ortiz missale. Fol. Toleti 500. — Breviarium. Fol. Toleti 502 — 20 Exemplare.

Ovide héroides. 8. Philad. (Par.) 1784. — 12 Exemplare.

Phaedri Fabul. liber. 9. Neap. 1808. 50 Exemplare.

Prose e versi per onorare Livia Doria Caraffa. Fig. etc. 4. Parma 1784.

Psalterium Davidis et vers. danicae Chr. Petri. Fol. Hafniae. 1632. — 30 Exemplare.

Portrait du sage (par Peignot). 12. Par. 1809. — 75 Exemplare und 2 auf Rosa.

Principes de Sagesse (par Duvernet). 12. Vers. 1788. — 50 Exemplare.

Raynal hist. etc. dans les 2 Jndes. In Paris ließ Raynal 3 Exemplare drukken, davon behielt 1 der Buchdrucker, das 2te der Verfasser, das 3te sandte er nach Genf, daß es dem Buchdrucker als Manuscript diene.

Ramasis (Traité de Rochefaucould) 3 V. 12. Sens. 1783 et 1785. — 50 Exemplare.

Recueil de plantes dess. et grav. par

ordre de Louis XIV. (par Bosse et Chatillon). 2 V. Fol. Par. — Es wird behauptet, daß nur 5 Exemplare existiren.

Recueil de fables diverses, par M*** (Clavieres). 18. Par. 1792. — 50 Exemplare.

— — — de titres, mémoires etc. (par Perron) 8. Par. 1689. — 27 Exemplare.

— — — de portraits du roi etc. 4. 1660. — 50 Exemplare.

— — — de pièces choisies. 4. Ancone, 1735. — 12 Exemplare.

Relation de l'isle Borneo (par Fontenelle). 12. Europe. (Par.) 1807. — 94 Exemplare auf Velin, 2 auf Rosa, 2 auf blau, 3 auf Pergament, 1 auf Atlas. Bei 60 Exemplaren ein Brief Fontenelles: sur la resurection, der in seinen gesammelten Werken nicht abgedruckt ist.

— — — d' un voyage fait à Ma-



drid (par Mlle de Pons.) 16. Par. 1791. 12 Exemplare.

Roche essai de traduct. de quelques odes d'Horace. gr. 8. Par. 1788. — 50 Exemplare; nur auf 8 steht der Name.

Rochefort opuscules. 18. Par. 1784 50 Exemplare.

Roneallis de aquis mineral. 4. Brix 1724. — 50 Exemplare.

Rou tables chronol. atl. Par. 1672—1675. — 12 Exemplare.

Saint-Real conjur. des Espagn. — conjur. des Gracques. Fol. Par. 1795. — 60 Exemplare, 5 auf Velin.

Saint-Pierre projet de paix perpetuelle. Fol. — 20 Exemplare.

Sante - Bartoli recueil de peint. antiq. gr. Fol. Par. 1757. Mosaique de Palestrine. Fol. Par. 1760. — 30 Exemplare; 1 bei Goussard 1780 um 2272

Livr. verkauft. Es gibt 3 vom Verfasser selbst colorirte Exemplare.

Servet christianismi restitutio. 8 V. 4. Das einzige Exemplar, welches Dr. Mead bis S. 252 hat drucken lassen, 1784 bei Lavalliere um 1700 Livr. verkauft. Vom Original sind nur 2 Exemplare übrig geblieben, 1 zu Wien (das bessere), das andere zu Paris. Alle übrigen wurden sammt dem Verfasser zu Genf verbrannt.

Suite et arrangement des vol. d'estamp. du cab. du roi (par De Latour). 8. Par. — 6 Exemplare.

Swammerdamm specialia experim. et artificia. Fol. — Sollen nur 2 Exemplare abgezogen seyn.

Traité de la reliure des livres (par Gauffrecourt). 12. — 12 Exemplare.

Tryphiodori Ilii excidium, ed.

Schaeffer. Fol. Lips. (1809.) — 20 Exemplare.

Vanderbech empirica. 8. Aug. Vind. 1723. — 50 Exemplare.

Vases grecs; descript. de 3 peint. inédites etc. 4. (Par.) — 25 Exemplare.

Vernazza nomanor. lit. monum. 8. Aug. Taur. 1787. — 50 Exemplare.

Vernon poésies fugitives. 18. Par. 1791. — 30 Exemplare.

Virgile énéide, 6 livres, trad. par Fayolle. 8. Par. 1808. — 50 Exemplare.

— — — Didon, trad. (par Turgot). 4. 1778. — 12 Exemplare.

Watson memoirs of the ancient Earl of Warren etc. 2 V. 4. Warringt. 1782. — 12 Exemplare.

Werther, traduct. nouv. (par de la Bedoyere). 12. Par. 1803.

Wood essay on the orig. genius of Homer. 4. Lond. 1769. — 7 Exemplare.

Yorke athen. letters. 8. Lond. 1741. 12 Exemplare.

Die Calottisten, oder das Regiment de la Calotte.

In den letzten Jahren Ludwigs XIV. befanden sich eines Tages Herr von Torsac, exempt des gardes du corps, Aimont, des Königs Mantelträger und mehrere andere Hofleute in trautem fröhlichen Zirkel beisammen. Einer aus der Gesellschaft klagte über heftiges Kopfweh; man empfahl dem Patienten eine bleierne Plattmütze, und verlor sich bei diesem Anlaß in tausend Anspielungen und Späße über den Kopfschmerz. Im Verlaufe der immer leb-

haftern Unterhaltuug, verfiel man auch auf den bizarren Gedanken — ein Regiment unter dem Namen Calotte (Plattmütze) zu errichten, bestehend aus Personen die dem öffentlichen Tadel durch abentheuerliches Wesen, zügellose Aeußerungen, unsinniges oder läppisches Betragen, oder sonst als Sonderlinge heimgefallen wären. Man ernannte den Mantelträger Aimont zum General, verfertigte Standarten, schuf eigene Wapen, in welchen das Zepter des Momus, Affen, Schellen und derlei Symbole vorkamen, und ließ sogar Münzen auf dieses Regiment schlagen. Auf der Hauptstandarte befanden sich die Worte: Pavet Momus, luna influit. An Duzende von qualificirten Personen wurden Patente geschickt, zu deren Ausfertigung in Versen sich verschiedene Dichter anbothen. Unter Andern wurde Voltairen nachstehendes Patent, (welches nachher in dem Recueil des pièces du regiment de la

Calotte, à Paris, l'an de l'ére Calotin, 12. 1720 abgedruckt zugestellt:

Brevet pour aggreyer le Sr. Arouet de Voltaire dans le regiment de la Calotte; par Mr. Canujat.

Nous les regens de la Calotte
Aux fidèles de la Marotte,
Et qui ses presentes verront,
Ou qui lire les entendront,
Salut Arouet, dit Voltaire,
Par un esprit loin du vulgaire
Par ses memorables ecrits,
Comme aussi par ses faits dits
S'étant rendu recommandable,
Et ne croyant ni Dieu, ni diable
Tenant notre cours à Paris,
N'avons pas été peu surpris,
Qu' un poëte de cette trempe
Qui meriteroit une estampe

Ayant de plus riches talens,
Qu 'aucun autre à 60 ans.
Savoir boutique d'insolence,
Grande magasin d'impertinence,
Grenier plein de rats les plus gros,
Caprices & malins propos,
Eut, par une insigne disgrace,
De calotin du regiment,
Dont il merite bien le raug
Aprés mure information faits
De sa legeréte de tète,
Et debilité de cerveau
Ou git toujours transport nouveau.
Nous le declarons lunatique;
Nous etant de plus revenu,
Que le dit avoit obtenu
Pour bonne & sure recompense.
D' une certaine outrecuidanse,
Dont il vouloit se faire un nom
Un nombre de coups de baton,
Pour quels le dit donna requete,
D'ou vint decret & puis enquete,

Contre quidams enfans d'Iris,
Qui ne sétoient pas brin mequis,
Et dont on n' à fait de converte;
Si qu'ils nous ont causé la perte
On dit, qui pour se soulager,
Et trouver lieu de se vanger
D' une si cruelle entreprise
A fait voile vers la Tamise,
A ces causes: nous-dits Regents,
Qui protegeons les indigens
De notre certaine science,
Voulons, que le-dit Arouet
Dont nous avons fait le portrait,
Soit aggregé dans le Marotte.
Lui decernons triple calotte,
De laquelle lui faisons don;
Item de notre grand cordon
Qu'il doit porter en bandouliere,
Ou seront rats devant, derrière,
Brodes en relief; puis au bas,
Sous le plus gros de tous les rats
Pendra notre grande medaille;

Avec toute la pretintaille
De sonnettes & oreillons,
Girouettes & papillons;
Plus, accordons au dit Voltaire
Pour figurer en Angleterre
Et se glisser parmi les grands,
Dix mille livres tous les ans,
Qu'il percevra sur la fumée
Sortant de chaque cheminée,
De Paris, ou brule fagot;
Cotret, bois de compte, en un mot
Bois a bruler de toute sorte.
Entendons, que sous bonne escorte
Ces fonds lui soient toujours remis,
Afin, qu'ils ne soient jamais suis
Et saisis par gent Maltolière.
Fait l'an de la Calottiere
Sept mille sept cent vingt six
De notre Ramadan le dix.

Der närrische Einfall dieses Regiments fand selbst bei Personen von Rang Ein=

ganz; viele derselben traten bei, und so kam das Regiment bald zu einem blühenden „Etat.“ Unterdessen traten hinwieder zahlreiche Gegner auf, indem der Spaß nur zubald seine Gränzen überschritt, und die Calottisten zum Beispiel eine Gattung Tribunal bilden wollten, welches der französischen Academie entgegen gestellt seyn sollte. Dessen ungeachtet bestanden die Calottisten, selbst mitten unter dem Getümmel des Krieges und der bedenklichsten Lage des Vaterlandes wachsend fort.

Nicht lange, so legte Aimont seine Generalswürde, die er mit dem größten Eifer begleitet hatte, in Torsacs Hände nieder, weil es ihn verdroß, daß dieser sich beim König anheischig machte, mit 30000 Mann (nämlich von Nichtcalottisten) das von den Alliirten belagerte Douai zu entsetzen, und ihnen binnen 14 Tagen alle erlangten Vortheile wieder zu entreissen. Tor-

sac wär nun Commandant, und blieb es bis er 1724 starb. Es wurde eine Leichenrede auf ihn gedruckt, die man aus bombastischen Apologien der französischen Academie, und aus affectirten Schriftstellen einiger Mitglieder derselben, so boßhaft als künstlich zusammengesetzt hatte. Diese offenbare Satyre auf die Academie machte ein solches ungünstiges Aufsehen, daß sie confiscirt ward, und alle Exemplare weggenommen wurden. Da eilte Aimont, nunmehriger Secretair der Calottisten zum Marschall Villars. „Monseigneur (sagt er), seit Alexander und Cäsar nicht mehr sind, haben die Calottisten keinen andern Protector mehr als Sie! Man hat die Leichenrede auf unsern General confiscirt, und dadurch seine und unsere Ehre befleckt. Ich ersuche Sie demnach, Monseigneur, sich an unsern Siegelbewahrer zu wenden, denn dieser hat mir schriftlich die Erlaubniß zum Druck der Leichenrede er-

theilt!“ Bei diesen Worten wies Ximont dem Marschall das Imprimatur vor. Villars konnte sich des Lachens nicht erwehren, begab sich Tags darauf in der That zum Siegelbewahrer, und wirkte aus, daß die confiscirte Rede wieder freigegeben wurde.

Dieß war nun für die Calottisten ein gewaltiger Triumph, und verschaffte ihnen täglich neue Anhänger und Recruten. Personen, seither Gegenstände des Spottes, traten jetzt um diesem zu entgehen, unter die Fahne des Regiments; selbst angesehene Hofbediente, wollten lieber Beschützer der Calottisten, als die Zielscheibe ihrer Satyren seyn, und erschienen öffentlich als ihre Protectoren. Sogar das Gesetz hatte nichts Abschreckendes mehr, welchem nach jedes aufzunehmende Mitglied vor einer Versammlung, in Versen oder in Prosa eine Rede halten mußte, in der es seine ei-

genen Fehler und Gebrechen mit aller Offenherzigkeit herzusagen hatte. Aus diesem Bekenntniß wurde sofort der Posten im Regimente gefolgert, den man dem betreffenden Individuum anvertrauen konnte.

Von allen Seiten begünstigt oder gefürchtet, viele vornehme Hofpersonen unter der Fahne, und auf so zahlreiche Beschützer gestützt, konnte es nicht ausbleiben, daß ein Verein solcher Art in Uebermuth ausartete; und da er sich endlich so weit vergaß, selbst Minister und auswärtige Souverains anzugreifen, so mußte es geschehen, daß die Gesellschaft der Calottisten bald aufgelöst würde. Noch sind im Druck vorhanden: Memoires de la Calotte.

Zur Geschichte des Faschings.

Das Wort Carneval, welches die Zwischenzeit von den drei Königen bis zum Aschermittwoch bezeichnet, hat seinen Ursprung von den Worten Carnovale, nach Adelung von der im Mittelalter üblichen lateinischen Benennung: Carne evamen, weil man dem Fleische gewisser Maßen Lebewohl sagte. Gleich nach diesem Carneval nimmt die Fastenzeit ihren Anfang, und die Kirchen- und Kalendersprache nennt sie daher carnis privium, privatio. Daß der

Carneval mit öffentlichen Belüstigungen und Festlichkeiten jeder Art, welche sogar öfters bis in Ausartungen und Tollheiten übergehen, begangen wird, ist eine uralte Sitte, die aus den dunkeln Zeiten des Heidenthums abstammt, und in Italien zwar am ältesten, aber in Rom und Venedig am berühmtesten war. Der Carneval ist das, was bei den Römern die Saturnalien.

Die Hazardspiele und das Tragen der Waffen sind an vielen Orten während der Carnevalszeit verboten, und man hat sogar in verschiedenen Ländern wie z. B. in der Schweitz und in Frankreich rc. ganz eigene Carnevalsgesetze eingeführt. Gegen unsittliche, ungestalte, ekelhafte, abscheuliche oder schreckende Carrikaturen, die Vorstellung und Phantasie furchtsamer und schwacher Menschen oder leibesgesegneter Frauen afficiren könnten, sind allerwe-

gens zweckdienliche Vorkehrungen getroffen. In vielen andern Gegenden sind die Carnevals-Lustbarkeiten gänzlich untersagt. Auch bestand hier und da die Ordnung und Rechtsgelehrte schrieben darüber, daß ein Weib, welches an den Carnevals-Lustbarkeiten, ohne Erlaubniß ihres Mannes Antheil nimmt, von ihm sich eine körperliche Züchtigung gefallen lassen müsse.

Zur Zeit des Heidenthums wurden zu Ehren des Bachus gewisse Tage in Schwelgerei und Völlerei jeder Art zugebracht, wovon auch noch die jetzige Fastnacht und ihre Ergetzlichkeiten herrühren. Weil sich dabei die neuen Christen hier und da eingefunden, so war auch die Kirche mit vollem Eifer dawider, und suchte solche Zusammenkünfte zu verhindern, wie denn auch der heilige Augustin (Serm. 198) die Gläubigen von den Theilnahme an solchen zügellosen Festen abzuhalten sucht. Der 62 Trul-

des Gottesdienstes und christlicher Lehre mit aller Strenge untersagt werden. Den Bischöfen befielt er aufs Nachdrücklichste, alle dergleichen noch im Entstehen begriffene Mißbräuche zu unterdrücken, und ihnen ernstlich zu wehren, wo aber solche Mißbräuche bereits vorhanden seyen, sie mit allem Ernst auszurotten. Dieß um so sicherer zu erzielen, führt er die zwei Briefe des Pabstes Clemens XI. an, deren der erste den 1. Jänner im Jahre 1719, der zweite den 4. Jänner 1720 erschienen und herum gesendet wurden, wie auch die Beispiele des heiligen Carl Borromäus und Philipp Nerius. Ferner bezieht er sich auf die Beschreibung dieser ungereimten, tollen Lustbarkeiten, welche der Bischof Guardian im Jahre 1595 bei der Kirchenversammlung die damals Statt fand, gegeben hat. Der Pabst gedenkt in diesem Edikte auch jener sehr wohlbekannten Geschichte Gislaim Bubecks, der bei So-

liman II., Ferdinand I., und Max II. Abgesandter war, und folgende Anekdote schriftlich hinterließ: Ein türkischer Gesandter, welcher gerade zur Fastnachtszeit sich in einem christlichen Lande aufgehalten hatte, erzählte bei seiner Rückkunft nach Constantinopel, daß die Christen an gewissen Tagen des Jahres ganz toll wären, und einige sogar es bis zum Unsinn trieben, und ganz von sich kämen.

Daß die Schriftsteller den Sonntag Quinquagesima, die Herrenfastnacht und den Sonntag Quadragesima, die alte Fastnacht nennen, hat seinen Ursprung einzig und allein aus den Zeiten, wo bei dem gemeinen Volke die vierzehntägige Fasten am Sonntag Quadragesimä anfing, die Fasten der Geistlichen aber ging dieser voraus.

Man hat verschiedene Benennungen und Eintheilungen in den alten Kalendern rc.

von dem Worte Fasnacht, Fastenabend. Herren = oder Pfaffenfastnacht wurde der Sonntag Estomihi genannt, und der Geistlichen Fasten nahm an diesem Tage ihren Anfang, welcher auch Fastenabend genannt wurde. Die große Fastnacht nach älterem Styl, alter Mann, Fastnacht wird diese Zeit genannt, weil die Fasten mit 36 Tagen nach dem Ausweise der Kalender alter Zeiten geendiget wurden, und ihren Anfang an diesem Sonntage nahmen. Bei den alten Geschichtschreibern, und öfters auch in alten Urkunden, kommen diese Benennungen vor, und müssen auch nach diesen, hinsichtlich ihrer Eintheilung und gehörigen Benennung bestimmt werden. Auch haben sie den großen und kleinen Fastenabend, auf eine nun festgesetzte Weise unterschieden und angeordnet. Der Sonntag Esto mihi war eigentlich der erste, und der Montag darauf der andere Fastenabend. Sie gaben diesem Montag noch andere Benennungen als: der

geile Montag, der Fastmontag, auch Narrenkirchweihe. Von dem Montage in der ersten Fastenwoche mag sich auch die Benennung: blauer Montag bei den Handwerksleuten herschreiben, da man nämlich an diesem Tage die Altäre mit blaulichem Tuche ausschlug, und die Arbeitsleute an jenem ersten Montag keine Arbeit verrichteten. In der Folge machten diese Leute dann aus jedem Montag einen blauen.

Unter den Völkern Europens hat auch jedes in Ansehung der Faschingslustbarkeit seine Eigenthümlichkeit. Die Franzosen hatten darin und die Elsasser ihr Besonderes. Am Dreikönigstage, welcher bei ihnen der Vorgänger des Faschings ist, wurden bei den Familien (besonders bei Personen des Mittelstandes ist dieses ein altes Herkommen und geziemende Sitte) die Verwandten und sonstige Hausfreunde eingeladen, und ward ein Schmaus von dem Fa-

milienvater, vielmehr oder wenigst einem glänzenden Feste gleich, zu Ehren der heiligen drei Könige gegeben. Bei dem Mahle wurde nebst vielen andern Gerichten auch ein großer Kuchen aufgetischt; in diesem Kuchen sind drei große Bohnen eingebacken, so daß man sie von außen nicht bemerken kann. Derjenige, der nun diese drei Bohnen bei der Zertheilung des Kuchens in seinem Theile bekommt, wird der Bohnenkönig geheißen. Jedes der Mitglieder der Gesellschaft steht sogleich auf, begrüßt den neuen König gleich mit den Worten „Eure Majestät“ und macht die tiefsten Verbeugungen mit allem gebührenden Anstand, wie man sonst einem gekrönten Haupte den gehörigen Respect erweist. Der neue König wird nun mit Orden von Papier, Leder ꝛc. ausgezeichnet und geschmücket, ihm eine Krone von Goldpapier auf das Haupt gesetzt, und nun geht der früher erwiesene Respect, in theatralische Possenreisserei und

Gaukelei übel; sie beschmutzen ihn im Gesichte, schenken ihm Wein ein, und wenn er nach dem Glase greifen will, so schnappt es schnell ein anderer weg und trinkt es aus, oder schiebt ihm während des Greifens nach dem gefüllten Weinglase, ein anderes mit Wasser unter; eben so geht es mit den Speisen, daß oft der liebe Bühnenkönig anstatt Fleisch ein Stückchen Leber, und anstatt Confect, Erdäpfel auf seinem Teller findet. Ja sie trieben es oft so unverschämt weit, daß der König, während die Andern sich mit Speise und Trank überladen, öfters mit leerem Magen und sehr oft der vielen Neckereien wegen nach Beendigung des Festes, verdrießlich nach Hause gehen mußte.

Die letzte Woche im Fasching hatten die alten Franzosen ihre ärgsten Unsinns- und Freudentage. Jeder Einzelne suchte allenthalben die Andern an Thorheiten zu über-

treffen; an diesen Tagen liefen sie auf öffentlicher Straße maskirt herum, theils als Frauenzimmer, theils als Männer von verschiedenen Charakteren verkleidet; z. B. als Advokaten und große Gerichtspersonen mit langen gerollten Perücken, welche beinahe bis auf den Boden rücklings hinunter hingen; trugen übertrieben lange Degen, welche gleich einer Hühnerstange ganz kerzengrade hinten und vorne der Quer heraussstehen, anstatt der Länge nach hinunter zu hängen. Sie stellten einen karrikirten Magistrat vor, nahmen Inventuren und Versiegelungen mit großen Grimassen und Posituren auf öffentlicher Straße vor. Andere setzten sich verkehrt auf die Pferde, nahmen anstatt des Zügels den Schweif in die Hände, und trieben das Pferd zum Galopp, ohne zu wissen oder zu überlegen wohin; wieder Andere veranstalteten eine Art Leichenzug, und hießen dieß die Fastnacht begraben, indem sie eine Figur von



Stroh ganz angekleidet, und in Form eines Menschen in einer Butte herum trugen. Der Todtengräber mit Grabscheit und Spaten voran; das Trauergefolg, welches aus Mannspersonen, die als alte Weiber verkleidet waren, bestand, folgte nach, theils lachend, theils weinend und mit Tänzen der ersten Carrikaturmaskerade gleich, so daß sie nicht eher aufhörten, solche tolle Belustigungen auszuüben, bis ihnen von der Obrigkeit mit den Worten: il est defendu se masquer Einspruch und Verbot gethan ward.

Zu den sogenannten **Fastnachtsarbeiten** gehörten das Reinigen der Tauben- und Hühnerhäuser, so wie das Düngen der Hausgärten. Der Aberglaube setzte diese Beschäftigungen alle auf den Fastnachtstag fest. Er wurzelt im hohen Alterthume.

Marquis von Londondery (Castlereagh).

Dieser von den meisten seiner Zeitgenossen so bedauerte Staatsmann betrat den 18. Juni 1769 zu Dublin den Schauplatz des Lebens, und verlies ihn am 12. August 1822 zu North Cray auf eine Weise, die allgemeine Ueberraschung verbreitete. Die Mehrzahl der Zeitungen stimmt darin überein, daß er einige Tage vor seinem Ende heftig am Podagra gelitten, durch anhaltende, übergroße Geschäftsthätigkeit in eine Art Geistesverlorenheit verfiel, und sich in die-

sem Zustande mit einem kleinen Messer, die Halsarterien todtbringend verletzte. Noch aufrecht sitzend sagte er zu dem eintretenden Arzt die bezeichnenden Worte: „Die Geschäfte! — Es ist zu viel! Die Verwickelung überwältigt mich!“ Gleich darauf fiel er entseelt in des Arztes Arme. Seine zärtliche Gemahlinn soll von Entsetzen und Schmerz überwältigt, sich über seinen Leichnam gestürzt haben, und beinahe in Wahnsinn verfallen seyn. — Wir verlassen jetzt den Hingeschiedenen, um nach dem Maße der uns zu Gebote stehenden Materialien bei dem Lebenden zu verweilen. Sein Vater war ein irländischer Pair, sein jüngerer Bruder ist Lord Stewart brittischer Bothschafter in Wien, der nun den Titel des Heimgegangenen erbt, weil die Ehe des Marquis mit Amalia Hobart, einer Tochter des Grafen von Bukingham, kinderlos geblieben war. Sowohl sein Vater, welcher vor drei Jah-

ren in einem hohen Alter starb, als seine Mutter, eine Schwester des Marquis von Hertford, both die größte Sorgfalt für die Erziehung ihres geliebten und talentvollen Sohnes auf. Nachdem er in Arneagh seine erste Bildung genossen, trat er seine Studien zu Cambrigde an. Hier beschäftigte ihn mit vorwaltendem Eifer das Studium der Rechte und der Verfassung von England. Schnell und glänzend entwickelten sich seine natürlichen Fähigkeiten. Unmittelbar nach der Rückkehr von der Universität ward er Mitglied im irländischen Parlament. In dieser Sphäre ist es zuerst, wo er durch seine vielseitigen Kenntnisse und außerordentlichen Rednergaben hervorragte. Noch Jüngling, sah er sich bereits auf dem Posten eines ersten Staatssecretärs des Vice-Königs von Irland, des Grafen von Cambden, mit welchem er verwandt war. Als dieser seine Stelle als Lordlieutenant nie-

derlegte, behielt Londonderry die seinige, und bald ward er die Haupttriebfeder von der Vereinigung Irlands mit England, die schon längst in dem Plane der brittischen Regierung lag, aber eines gewandten und energischen Mannes bedurfte. Als nun die Vereinigung des irländischen Parlaments mit dem englischen zu Stande gebracht war, wurde der Lord Mitglied des großbrittanischen Reichsparlaments (Imperial parliament). Er wirkte auf diesem wichtigen Platze mit Kraft, Unermüdlichkeit und Erfolg für die Maximen und Maßregeln des Ministeriums, wie von dem Geiste des großen Pitt beseelt, der hier so lange Zeit als Vordermann glänzte. Oft trat der junge Lord im Unterhause als Verfechter des unsterblichen Ministers auf, und besaß dessen Achtung und Vertrauen in vollem Maße. Castlereagh trat so zu sagen in Pitts Fußstapfen. Als diesem, da er von dem Posten eines Premier-Mi-

nisters abtrat, Henry Addington, nachmaliger Lord Sidmouth, folgte, ward Castlereagh Mitglied des königlichen geheimen Rathes, wo ihm der höchstwichtige Platz eines Staatssecretärs des Kriegsdepartements zu Theil wurde. Nachdem aber 1806 Pitt, der einige Zeitlang wieder erster Minister war, mit Tod abging, trat Castlereagh aus Anhänglichkeit für seine Person und Grundsätze um so mehr zurück, als die Foxische Parthei die Zügel der Regierung faßte. Da jedoch dieses heterogene Coalitionsministerium im März 1807 früher des großen Redners Fox durch den Tod beraubt, einem neuen weichen mußte, bei dem der Herzog von Portland an der Spitze stand, trat Castlereagh wieder auf. Er war jetzt Kriegsminister, und der kraftvolle, unerschrockene Canning erhielt das Amt eines Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Sie waren Freunde und übereinstimmend

in ihren politischen Ansichten, zerschlugen sich aber wegen der verunglückten Expedition nach der Insel Walchern, die Castlereagh projectirt hatte. Canning äußerte sich bitter über die mißlungene Scheldeexpedition, und Castlereagh forderte Genugthuung. Die Folge davon war ein Pistolen-Zweikampf, auf der Heide bei Pulney am 21. September 1809, wobei Canning durch den zweiten Schuß eine Wunde am Schenkel erhielt. Dies Duell gab die Veranlassung, daß der Herzog von Portland seine Premier-Ministerstelle niederlegte. Durch die Veränderung des Ministeriums traten auch Castlereagh und Canning von ihren Posten, und Spencer Perceval kam als Premierminister an die Spitze der Staatsverwaltung. Kurze Zeit darauf trat Castlereagh als erster Staatssecretär in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Auf diesem Posten wirkte er durch zwölf Jahre mit dem

größten Erfolg. England erreichte in seiner Stellung zum Auslande eine nie gesehene Größe unter Castlereaghs Leitung. In die Geheimnisse der europäischen Politik waren wohl wenige Staatsmänner so tief eingeweiht wie er. An den Resultaten der Pariser-Friedensunterhandlungen und des Wiener-Congresses hatte er einen sehr wesentlichen Antheil; hier sowohl als bei allen erheblichen Congressen der letztern Zeit war er Großbrittaniens Repräsentant. Obschon er vor zwei Jahren durch den Hintritt seines Vaters irländischer Marquis ward, blieb er doch Mitglied des Unterhauses, seinen Uebergang in das Oberhaus ablehnend. Mit großer Umsicht und einer klaren, edeln Ruhe verband dieser Staatsmann eine ungeheure Thätigkeit, die nicht anders als verderblich abspannend auf ihn einwirken konnte, und eine Beredtsamkeit, die an die oratorische Blüthe und Kraft seines großen Musterbildes Pitt er-

innerte. Sein häufiger Umgang mit Kaisern und Königen soll ihn einigermaßen stolz und eitel gemacht haben. Er verließ die Welt eben, als er zu dem Congresse nach Verona hätte abgehen sollen. Jetzt hat sein ehemaliger Freund und College Canning seine Stelle eingenommen.

Der Hannswurst, Stranitzky und Prehauser, Wiens erster und letzter.

Hannswurst hin, Hannswurst her! Diese lustige Person hat doch eine lange Jahresreihe hindurch recht viele Leute, sehr vornehme und ganz geringe, recht lustig gemacht; und wenn dieser Hannswurst sich auch seinerseits häufig genug, über diese sehr vornehmen und sehr geringen Leute lustig gemacht hat, so wollen wir jetzt nicht so undankbar seyn, ihm solches hinwieder entgelten zu lassen, sondern einige Augen-

blicke bei ihm, als bei einer Hauptfigur des deutschen komischen Theaters verweilen, und nicht vergessen, daß auch alles hoch und niedrig Komische, seine ernste, erwägungswerthe Seite hat. Zudem liegt ja der Hannswurst den Wienern ziemlich nahe, da Wien mit unter ein Hauptschauplatz seiner Talente und seines Rufes war.

Gehen wir zurück auf den Ursprung des Namens Hannswurst, so finden wir vorerst, daß fast bei allen neuern Völkern die lustigen Personen Johann hießen, z. B. in England John auch James Pudding und John Bull, so in Frankreich Jean Potage ꝛc. auch im Leben überhaupt sieht man Johann häufig bei solchen Charakterbezeichnungen vorgesetzt: Hannsdampf, Hanns in allen Gassen, Hannsnarr u. s. w.; wie denn auch die Benennung

Jahnhagel und John Bull, die gemeinste Volksklasse anzeigend, hierher gehören. Was den Ursprung der lustigen Person selbst betrifft, so mag es wohl, wie mehrere Schriftsteller meinen, richtig seyn, daß er bis auf die Komödie der Alten hinaufreicht, und von den Köchen entlehnt ist, welche sich durch Wurstgeruch und allerlei lächerliche Possen bemerkbar gemacht hatten. Gewiß bleibt, daß der Hannswurst unter den komischen Karakteren der deutschen Bühne, der älteste ist. Luther kennt ihn auch. In seiner Schrift gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel: „Wieder Hannswurst, 4. Wittenberg 1541“ schildert er ihn also: „Du zorniges Geistlein (Luther meint hier den Teufel) weissest wohl; dein besessener Heinz auch, samt euern Dichtern und Schreibern, daß dieß Wort Hannswurst nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern

Leuten, längst gebraucht wieder die Tölpel, die so klug seyn wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allerdings in der Predigt.“ In einem Manuscripte aus der Bibliothek des Thomasius fand Gottsched eine alte Komödie mit dem Titel: „Ein schön Buch an Fastnachspielen und Meistergesängen durch Peter Probst *) zu Nürnberg gedicht, Anno 1553;“ hierin spielt auch der Hannswurst eine Rolle. In einer andern Komödie, vom Fall Adams, welche 1573 gedruckt erschien, kommt der Hannswurst, seltsam genug, gleichfalls als handelnde Person vor. Die Hauptperson spielte er in der Geschichte des verlornen Sohnes, welche im Jahre 1652 in

*) Ein Zeitgenosse und Nachtreter des Hanns Sachs.

Berlin aufgeführt wurde, da balgte er sich tüchtig mit einigen Teufeln herum, trieb es aber im zweiten Acte so arg, daß der anwesende Hof aufstand und sich entfernte. Am meisten Epoche machten in Wien, Stranitzky und Prehauser; jener öffnete so zu sagen den Reihen der Hanswurste, dieser schloß ihn für immer.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts unterhielt die Wiener bloß das italienische Theater. Da kam Joseph Anton Stranitzky in diese Hauptstadt, und gründete im Jahre 1708 die deutsche Komödie. Dieß war freilich ein Wagestück, denn wie sollte er bei der Gunst, welche die Italiener bei dem Publicum genossen aufkommen? Indeß der gewandte Bühnenmeister wußte sich zu helfen. Er carrikirte den Harlekin als Hannswurst in eigner Person, und stellte dadurch diese Figur als

schenden Charakter siegreich bey Italienern zu siegen. Er dichtete mehrere Stücke zu diesem Plane. Ohne Zweifel ist auch jenes von ihm, welches im Jahre 1716 die berühmte Lady Montague in Wien gesehen, und dann folgendes erzählt: „Es sollte die Geschichte des Amphitrion vorstellen. Es fing damit an, daß der verliebte Jupiter aus einem Guckloche in den Wolken herabfiel, und endigte mit der Geburt des Herkules. Das allerlustigste war der Gebrauch, welchen Jupiter von seiner Verwandlung machte. Statt der Alkmene zuzueilen, schickte er nach ihrem Schneider, prellt ihn um ein besetztes Kleid, so wie einen Wechsler um einen Beutel mit Geld, und einen Juden um einen Diamantring. Das Stück war nicht nur mit unanständigen Ausdrücken, sondern auch mit solchen Grobheiten gespickt, die der brittische Pöbel nicht einmal einem Marktschreier verziehen würde.“ — Dieses Compliment,

welches die Lady hier dem brittischen Pöbel, der doch wie alle Welt weiß, der Pöbel unter dem Pöbel ist, macht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; und was die unanständigen Ausdrücke anlangt, so hätte die Dame wohl bedenken können, wo sie sie gehört hat?

Man würde sehr Unrecht haben zu glauben, daß dieser Stranitzky, weil er auf den Brettern ein Hanswurst war, ein gemeiner Gauch gewesen sey. Zu Schweidnitz in Schlesien geboren, hatte er auf dem Breslauer-Gymnasium studiert, war ein Mann von feiner Sitte, und ein äußerst munterer Kopf, so daß die Jesuiten ihn recht wohl leiden konnten, und ihm bei ihren Schauspielen freien Eintritt anbothen. Dem Rector Kranz war diese Auszeichnung aber nicht genehm, und er schickte Stranitzky auf die Leipziger Universität. Hier schloß er sich an

die Veltheimsche Schauspielergesell=schaft an, und ging nachher mit einem schlesischen Grafen auf Reisen. In Italien zogen ihn die lustigen Theaterpersonen mächtig an. Als er, in sehr mittelmäßigen Umständen nach Deutschland zurückkam, begab er sich wieder unter eine Histrionen=truppe, zog mit dieser nach Salzburg, und gerieth so nach Wien. Zu seinem Hannswurst=Costüme wählte er Anfangs die Tracht eines Salzburgischen Bauers, und suchte so das bergamische Goffo des Harlekin zu travestiren. Diese Idee war sicherlich nicht unglücklich, weil der Charakter eines einfachen und possierlichen Bauers auch ein ungleich mannigfaltigeres und explicativeres Interesse einflößen muß, als der eines geckenhaften, barokken und verzerrten Narren. Wirklich fand Stranitzky mit seinen Stücken, zu denen er die Skizzen in Italien entworfen hatte, noch mehr aber durch seine

eigene Darstellung des Hannswurst nicht geringen Beifall.

Mehrere Scenen gab Stranitzky im Drucke heraus, unter dem Titel: Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi, worin lustige Gespräche, angenehme Begebenheiten, artliche Ränke und Schwänke, kurzweilige Stichreden, politische Nasenstüber, subtile Verirungen, spindisirte Fragen, spitzfindige Antworten, curiose Gedanken und kurzweilige Historien, satyrische Puff zur lächerlichen doch honetten Zeitvertrib, sich in der Menge befinden. Ans Licht gegeben, von Schalk Terrä, als des obbesagten ältesten hinterlassenen resp. Stiefbruders, Vetters Sohn. In dem Jahre da Fuchsmundi feil war 1722. Dieses curiose

und schon seltene Buch ist in Octav, und hat der Erzähler dieses selbes um 36 fl. C. M. kaufen sehen. Der famöse Nicolai im vierten Band seiner Reisebeschreibung (S. 566 f.) erwähnt auch dieser Schrift, und kann, trotz der ihn was Oesterreich und Wien betrifft, auszeichnenden Schmähsucht nicht umhin, ihr Spuren von ächter vis comica einzuräumen. Von dieser Olla potrida welche zu ihrer Zeit reißenden Absatz fand, existirt noch eine zweite Ausgabe, vom Jahre 1728, gleichfalls in 8. und 524 Seiten stark. Sie führt nachstehenden Titel: „Der kurzweilige Satyricus, welcher die Sitten der heutigen Welt auf eine lächerliche Art(!) durch allerhand lustige Gespräche und curiose Gedanken in eine angenehme Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi zur vergnügten Gemüthsergötzlichkeit vor Augen gestellet. An

das Licht gegeben von einem lebendigen Menschen. Cosmopoli auf Kosten der Societät. In dem Jahre da Fuchsmundi feil war." In der Vorrede verspricht Stranitzky eine Fortsetzung, wenn das Buch Beifall fände; es ist aber unsers Wissens keine erschienen. Sonst gab Stranitzky, und zwar im Selbstverlage noch heraus: „Lustige Reyß-Beschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder. Herausgegeben von Joseph Antoni Stranitzky oder dem sogenannten Hannswurst." Diese Schrift ist in Quarto, ohne Jahrzahl und Druckort, mit 13 Bildern in geschabter Manier. Auf jedem Blatte erscheint Stranitzky als Hannswurst mit einem Bauer aus der Gegend, in welcher er sich so eben befindet. Die ganze Reise ist imaginär; sie geht über Salzburg, Moskau, Grönland, Schweden, Steyermark,

Schwaben, Holland, Tyrol, Italien, Böhmen sogar in die Türkei; nirgend findet der Reisende Behagen und wählte endlich Wien zum bleibenden Aufenthaltsort. Die Manier unsers Lustigmachers zu zeigen, wollen wir Einige den Lesern Preis geben. Aus Italien erzählt er: „Da ich mich mittelst einer guten Wegzehrung meiner entwendten Knackwürste und westphälischen Schinken in etwas verringert, erreichte ich allgemach das edle Welschland, und kam in weniger Zeit nach Napoli, dort hab ich die schöne Pferd betracht und davon in einer Stunde 3000 zu Wallachen gemacht (!) Mitten aufn Fenster gingen allerhand schöne Gespenster, standen droben wie die Dockln in neu gewaschenen Rockeln (diese Manier im Contert zu reimen, erinnert an die Gewohnheit des genialen und fruchtbaren Pater Abraham, der noch in unsern Tagen auf der Kanzel und auf dem Catheder Nachah-

mung fand). Ich, mein Bauer und mein Esel (erzählt Stranitzky weiter) führten einst etliche Lagl Oehl über das Gebirg, da erhebte sich ein kalter Wind, endlich mußt ich wieder die Cythara hernehmen, und mit dem Bauern auf wälsch zu singen bequemen, durch die ganze Straßen folgender Maßen:

Allegro Signor Tedesco!
Tempo fai assai fresco
Lasciemo far,
Andemo all' viaggio
Cantemo bel adagio
Presto a l'andar!

Dieß Wenige mag als Probe genug, ja vielleicht schon zu viel seyn, da man heut zu Tage an solch lahmem und abgeschmackten Witz wohl keinen Geschmack mehr finden kann. Seiner Zeit aber fand er Eingang und Beifall, daher denn im Jahre 1787 von dieser Reisebeschreibung sogar eine neue Auflage erschien. Stranitzky's Nachfolger Prehauser gab sie heraus, ohne

Stranitzky's dabei zu erwähnen. Das Buch hat 183 Seiten, ist in 8. und führt den Titel: „Der Wienerische Hannswurst oder lustige Reisebeschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder. Herausgegeben von Prehauser Pinzerthal." Angefügt ist ein ganz erbärmlicher Nachtrag, betitelt: „Anhang oder hannswurstische Träume auf jeden Monat, eingetheilt von Johann Wurstio, gedruckt mit Buchstaben in der typographischen Buchdruckerei im Kalenderjahre; Ein tausend sieben hundert und so weiter." Schon dieser fade Titel mag auf die Jämmerlichkeit des Textes schließen lassen, der wohl allerdings von Prehauser herrühren mag, welcher überhaupt auch als Hannswurst, was Originalität, Laune und Beweglichkeit betrifft dem Stranitzky weit nach stand.

Dieser Prehauser war 1699 zu Wien geboren, und der Sohn eines gräflichen Hausmeisters. Im Jahre 1716 betrat

er zum erstenmal die Breter. Anfangs war er bei einer italienischen Truppe, dann bei einem Marionettentheater. Mit den Theaterunternehmern Marcus und Brunius durchzog er Mähren und Böhmen; darauf kam er nach Salzburg wo er sich zu einem echt und rechten Hannswurst ausbildete, als welcher er im Jahre 1720 sich zuerst zeigte. 70 Jahre alt starb er endlich zu Wien 1769 und mit ihm hatte das Hannswurstwesen (auf der Schaubühne nämlich) sein Ende gefunden. Noch viele Wiener werden sich an die derben Possen dieses Prehauser erinnern, und daß er für seine eben so frechen als plumpen Satyren nicht selten büßen mußte, unter Andern bei seiner famösen Vergleichung der Witterung Wiens, wo er wieder auf einige Zeit der Sorge um ein Logis enthoben wurde.

Aussprüche der Minnehöfe, in d'Auvergne's Arrets d'amour.

Innig verschmolzen mit dem romantischen Geist des Mittelalters, ja, nächst dem Religiösen sein theuerster und belebendster Stoff war bekanntlich die Minne, jene eigenthümliche Weise innern und äußern Herzensverhältnisses, welcher die Errichtung von Minnehöfen sofort der Stempel eines ernstern gewißermaßen, gesetzlichen Characters aufdrückte, dieser Minnegerichte, wo — wie der unsterbliche Schiller singt:

— zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,

Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Die nähere Kenntniß dieser Minnehöfe verdanken wir hauptsächlich einem Tractatus amoris unter dem Namen Andr. Capellanus bereits im 15ten Jahrhundert gedruckt, und einer Sammlung von Entscheidungen eines Minnehofes von Martial d'Auvergne, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert und mehrmals aufgelegt, aus welch letzterm einige solcher Aussprüche hier mitgetheilt werden sollen. Das Werk ohne Vorrede hebt gleich mit folgendem Prolog an:

Environs la fin de Septembre,
Que faillent violettes et Flours,
Je metron vay en la grand' chambre
Du noble Parlement d'Amours.
Et advint si bien; qu'on vouloit,
Les derniers arrestz prononcer.
Et que à ceste heure on appelloit
Le greffier pour les commencer.

Si estoyent illes bien em pris,
A les rapporter et avoir,
Au millieu desquelz je me assis,
Pour en faire comme eulx devoir.
Le President tout de drap d'or
Avoit robbe fourée d'ermines:
Et sur le col un camail d'or,
Tout couvert d'esmerau des fines,
Les seigneurs lais pour vestement
Avoyent robbes de beau vermeil,
Trangées par hault de dyamans.
Reluy sons comme le soleil.
Les autres conseilliers d'eglise,
Estoyent vestuz de velouse pers,
Agrand feuillage de Venise,
Bordez à l'endroit, et l'envers.
Dessus si avoyent leurs chapperons surrez:
Aprés y avoit le defses,
En moult grand triomphe et honneur;
Toutes legistes, et clergefses.
Qui scavoient le decret par cueur.

Toutes estoyent vestues de verd,
Fourrés de penne de letifses,
Et avoyent attours à ses fins,
Moult excellens, et precieux:
Qui estoyent si deliez et fins,
Que on veoit leurs beaulx cheveulx.
Leurs habitz sentoyent le cyprès,
Et le muse si abondament,
Que l'ou n'eust sceu auplus prés,
Sans ester nuer largement.
Oultre plus en lieu d'herbe verd,
Qu'on ha accoustumé d'espendre,
Tout le parquit estoit couvert
De rosmarins et de lavande.
Plusieurs amantz et amoureux,
Illes vindrent de divers lieux,
Et d'amantz courcez et joyeulx,
Par derriere les bonez j'en vis,
Qui, les dictz arretz escoutoyent.
Dont leurs, coeurs estoyent tant ravis
Quilz ne scavoyent, on ilz estoyent.
Les uns de paour serroyent leur deus;

Les autres esmeuz et ardantz.
Temblans comme la fueille en l'arbre
Nul est si sage ne parfait,
Que quand il eyt son jugememt,
Qu'il ne soit a moytié déffaict,
Et troublé a l'entendement.
Je laiſseray ceste matiere,
Car de cela peu me chaloit;
Et racompteray la manière,
Comme le President parloit,
Et tout ainsi et au plus près,
Que les arrets luy ouy dire:
Je les ay escriptz cy après,
En la forme que orrez lesdire.
Sans y adjouster quelque chose,
Auſsi ne retenir ne oster,
Et les prononca tous en prose,
Comme vous orrez reciter.

Dann folgen 51 Erkenntniſſe; daraus hier nachſtehende:

1.

Devant le Maire des boys verdz s'est afsis aultre procés entre un amoureux et sa Dame. Et estoit pour raison d'une cotte verte, dont la dicte dame se plaignoit, disant, qu'il luy avoit baisée sa robbe si rudement, qu'il l'avoit emydé affoler. Et qu'en cheant sur gorgerette estait de pecec et en avoit on peu veoir le bont de sa chemise: requerant en èffect: qu'il fust deffendu au dit amant de ne se jouer n'y toucher plus, à elle, sons son congè: et que pour la faulte qu'il avoit faite, fust condammé à faire amende honorable. Et qu'on luy deserdict seulement, qu'il ne se jouast plus à elle, enquelque maniere que ce fust, n'y approchast du lieu où elle seroit, sans sa licence, ou qu' elle ne l'appellast.

De la quelle sentence il s'est tenu aggravé, en a appellé à la court de

1.

Vor dem Maire des boys verds fand noch ein anderer Proceß zwischen einem Minnenden, und seiner Dame Statt, und zwar wegen eines grünen Kleides, indem sich die Dame beschwerte, daß der Verklagte ihr das Kleid auf eine so unbesonnene Weise geküßt habe, daß sie zu Boden gefallen sey, und daß sich solchergestalt das Kleid dermaßen verschoben, daß man einen Zipfel ihres Unterkleides habe sehen können. Die Klägerin bat daher, dem Verklagten zu verbieten, sie ohne ihre Erlaubniß anzurühren, und ihn anzuhalten, ihr Abbitte zu thun. Ferner ihm zu verbieten, daß er auf keine Weise ihr nahe komme, noch sich ohne ihre Erlaubniß ihr nähern, oder solches eher thue, als sie ihn rufe.

Durch das Erkenntniß, welches solchergestalt auf den Antrag der Dame ab-

ceans : ou le proces ha esté receu pour juger. Si ha veu la court iceluy proces, et tout vou ha dict, qu'il ha esté bien jugé et met appellé, et bien appoincté par ledict Maire, et mal appellé per l'appellant, et l'amendera. Et si le condamne és despons de la cause d'appella taxation resservée par devers elle. Arret 4.

2.

De certaine taxation de despens, que deux Conseillers de la court de ceans avoyent faicte à une jeune dame, à l'encontre d'un sien amy, montant la somme de XIX livres, III solz, si deniers Parisis, pour raison de certain voyage de pelerinage, ou elle avoit par grande ardeur voué son dict amy. Et auquel elle avoit este nudz piedz pour luy, a fin qu'il fust genery d'une grieve maladie de fievres blanches, qu'il

gelesen war, hielt sich der Verklagte beschwert; er appellirte daher an diesen Minnehof, und dieser nahm die Sache an, und erkannte, daß recht entschieden, und übel appellirt sey, der Appellant auch in eine Geldbuße und in die Kosten der Appellationsinstanz, mit Vorbehalt richterlicher Festsetzung zu nehmen sey.

2.

Ueber die Festsetzung einer Kostenrechnung zu dem Betrage von 19 Livres, 3 Sols, 6 Deniers Parisis, welchen zwei Räthe dieses Minnehofes einer jungen Dame zuerkannt hatten, die solche auf einer Pilgrimschaft, welche sie zum Besten ihres kranken Geliebten mit bloßen Füßen übernommen, zum Handkauf von Rosmarin und Arzneien zum Behuf seiner Genesung verausgabt hatte, appellirte jener an diesen Minnehof.

avoit lors, Et aussi pour achetter des bouquetz de romarin et genievre, dont on l'avoit chauffé, et dautres menues drogueries; qu'on luyavoit baillées durant sa maladie. Cest amant cy s'est sentu ay gravé, et en ha appellé en la court de coeurs.

Le procés ha esté receu pour juger, et ha la court veu la dicte taxation de depens et diminution ballie an contraire. Et tout veu, la court dict, qu'il ha esté bien taxé par les dicts Conseillers et mal appellé par l'appellant, et l'amendera. Et si le condamné despens de la cause d'appel, la taxation reservée par devers elle. Arrèt 5.

3.

En la court de ceans s'est afsis un aultre procés, entre un povre amant, appellant de certain refus à luy faict

Dieser nahm die Sache an, und Einsicht von der Kostenrechnung, und entschied hierauf, daß von jenen Räthen wohlgesprochen und übel appellirt sey; der Appellant mithin in eine Geldbuße und die Kosten der Appellationsinstanz mit Vorbehalt richterlicher Festsetzung zu verurtheilen sey.

3.

Ferner kam in den Minnehof ein anderer Proceß zwischen einem Minnenden, als Appellanten, gegen seine Dame, als

par sa Dame, intimée d'autre part. Et disoit le dict appellant, que la chose qu'il desiroit le plus, l'estoit d'estre en la grace d'elle, et qu'elle eust souverance de luy. Or, disoit-il, qu'a certe occasion, et a fin, qu' elle l'eust en memoire, il s'advisa aux estraines derniers pafses de luy faire un des plus beaulx et riche mouchoris qu'il estoit pofsible de faire, où son nom estoit escript en lettres entrelacées, le plus gentement du monde: car il est estoit attaché à un beau cueur d'or, et franges de menues pensées, si fut vray, que le dict don, aux rusdites estraines; mais elle n'en eut cure, aincois le refusa, en disant, qu' elle n'en prendroit point. Et qui plus est, maintenant luy faict pire chere, qu' elle n' avoit accoustumé paravant, en lui rechignent à chascun coup. Parquoy le galand voyant qu'il n'y pouvoit trouver autre maniere, ha

Appellation, wegen Verweigerung eines Geschenks vor. Und trug der Appellant vor, Er wünschte nichts mehr, als die Gewogenheit der Dame zu erhalten, und daß sie sich seiner erinnere. Deßhalb habe er die Absicht gehabt, ihr am verwichenen Neujahrstage ein möglichst schönes Halstuch zu schenken, in welches sein Name, nebst einem goldenen Herzen eingewebt gewesen. Als er nun dieses ihr überreicht, habe sie dasselbe verschmäht und nicht annehmen wollen. Ja was noch schlimmer sey, so habe sie ihm gegenwärtig alle frühere Gewogenheit entzogen. Er wolle also bitten, daß der Minnehof jene Verweigerung für ungegründet erkläre, wenigstens ihn provisorisch wieder in den Besitz der früheren Gewogenheit einweise.

appellé du dict refus et rechignement en la court dceans. Et pour ce concluoit tout pertinent en matière d'appel, qu'il avoit esté mal refusé, mal rechigné, et bien appellé par luy. A ces fuis il offroit a prauver, et demandoit provision d'estre remis en l'estal qu'il estoit paravant son appel et despens.

De la partie de la dicte intimée fut deffendu au contraire : et disoit que si elle luy rechignoit, ou faisoit mauvaise chere, l'on ne s'en devoit pas esbahir, car il se vouloit trop mocquer d'elle, de luy presenter un tel don, qui n'estoit pas recevable, veu, que s'elle l'eust prins, elle eust confessé en effect d'estre amoureuse : car aussi il ne sert que de moucher, pour ce à bonne et juste cause l'avoit refusé : Et n'estoit pas consequent l'opposition du dict refus valable, et concluoit à ses fins. Et

Die Appellatinn bemerkte dagegen, daß sie ein Recht gehabt habe, dem Appellanten kalt zu begegnen, weil er sich über sie aufgehalten habe, indem er das besagte Geschenk angeboten. Denn wenn sie selbiges angenommen hätte, so würde sie ihre Minne offenbart haben; da sie aber hierzu keine Neigung fühle, so habe sie mit Recht dieses Geschenk ablehnen dürfen. Sie wolle daher bitten, den Appellanten mit seiner Appellation abzuweisen. Was dessen provisorischen Antrag betreffe, so könne derselbe gar nicht Statt finden, denn einem

quant est de la provision, n'en doibt point avoir: car pour meffaire ou mesprendre si lourdement envers sa dame, qu'il devoit garder de cour voucer, elle n'estoit tenue de rendre plaisir.

A quoy ce povre amant disoit, qu' en telles matieres l'on ne devoit pas regarder au don, que à la volonté du donnant. Et offermoit par sa foy que jamais n'eust pense la ou sa dicte dame pense, mais seulement luy avoi faicit fuire le dict mouchoir, qui estoit moult beau et riche pour l' amour delle Et a fin que, quand elle mettroit la main a ses clefz, elle le veist; ou grand elle se moucheroit, que faire chose en son escient, qui luy donner en ce lieu un aultre tel don, quelle vouldroit, en requerant pour Dieu mercy e trant, qu'il la pourroit avoir offencée.

solchen Liebhaber, der seine Dame beleidige, wäre sie keine Gewogenheit schuldig.

Der Appellant erwiederte hierauf, in solchen Angelegenheiten müsse man nicht so sehr auf das Geschenk sehen, als auf die Absicht des Gebers. Nun betheuerte er hoch und theuer, daß er nicht die Absicht gehabt habe, die die Appellatinn seinem Geschenke unterlege, sondern bloß aus Liebe zu ihr dieses Tuch ihr habe schenken wollen, und zwar deßhalb, daß sie sich seiner erinnere, wenn sie das Tuch umschlagen würde. Er wolle lieber sterben, als ihr mißfallen, und wolle er ihr lieber ein anderes Geschenk, das sie verlangen möge, machen; bitte sie endlich demüthig um Verzeihung, wenn er sie beleidigt habe.

Sour quoy la dicte dame pour ses replicques disoit au contraire, que par les propos mesmes du dict amant prins à son prejudice, il avoit delinqué, et que pour donner exemple aux autres, ou à fin, que une autre fois fussent mieulx advisez estait besoing d'y pourveoir.

Finablement parties ouyesont esté appain etées en droict, et à mettre devers la court et au conseil. Si ha la court d'Amours veu le dict procés à grand et meure déliberation, et tout ce qu'il falloit veoir en ceste matiere. Et tout veu dit qu'il ha esté bien refusé, et procedé par le dicte appellant, et l'amendera.

Et le condemnant és despens de la cause d'appella taxion reservée; avec ce declairc la court le dict don non re-

Die Appellatinn antwortete sodann: Die eigenen Anführungen des Appellanten ergäben es, wie sehr er gefehlt habe. Gerade um Andern ein Beispiel zu geben, habe sie nicht anders handeln dürfen, als sie gehandelt habe.

Nachdem nun die Partheien angehöret waren, erkannte der Minnehof nach sorgfältiger gepflogener Berathung, daß die Weigerung der Appellatinn wohl begründet, und ihr Verfahren zu billigeu sey, daß daher von dem Appellanten übel appellirt worden, und er in die Geldbuße und die Kosten der Appellationsinstanz zu verurtheilen sey.

Auch wurde das Geschenk für nichtannehmbar erklärt, und allen Minnenden bei willkührlicher Geldbuße, und bei Ver-

cevable ne valuble. En deffendant à tous amoureux de jamais n'en arrester leurs dames, sur peine d'amende arbitraire, et d'en courir l'indignation d'Amours. Arret 27.

4.

Ceans s'est plainct un amoureux d'une dame sienne, que il ha longument servie. Disoit, que du temps qu'il eut premierement congnoissance à elle, il estoit bien ayse, et avoit du sien largement. Et quand elle luy demandoit aucune chose a prester, ou donner jamais ne luy eust refusé. Or estoit vray que pour tousjours fournir aux fraitz, et aux gardes cheres, sa chevance y avoit esté employée, tellement que ses eaues estoyent devenues bien basses. Mais il luy doit qu'elle deust soubvenir, comme il ha faict à elle: et la pria de luy ayder, et de l'entretenir, dont n'a rien

meidung des Unwillens des Minnehofs verboten, wegen dergleichen Gegenstände ihre Damen vor das Gericht laden zu lassen.

4.

Ein Ritter verklagte seine Dame, der er lange Zeit gedient hatte und trug vor: Um die Zeit, als er sie zuerst kennen gelernt, sey er wohlhabend gewesen, und wenn sie von ihm etwas gefordert habe, so habe er ihr solches nie verweigert. Hierdurch habe sein Vermögen abgenommen, und er sey in Dürftigkeit gerathen. Er habe nun die Verklagte gebeten, ihm zu helfen, diese habe aber erwiedert, daß sie dieses nicht wolle. Ja sie habe ihm sogar geboten, sie zu verlassen, weil sie ihre Minne zurücknehmen, und ihm keine Neigung mehr zukommen lassen wolle. Ja was das Aergste sey, so halte sie sich über ihn auf,

voulu faire: ains luy ha plainement respondu, qu'il perdoit son temps, et que puis qu'il n'avoit plus de quoy, elle n'en tenoit compte. Et non contente de ce, luy ha faict dire, qu'il se retire chez ses amis, car plus n'avoit intention de l'aymer, ny de luy faire aucun bien. Et encore, qui pis est, se mocque de luy devant les autres, en le monstrant au doigt, qui luy est plus de martyre, que qui le frapperoit d'un couteau parmy le cueur. Si requeroit finablement le dict amant, que sa dicte dame fust condemnée, non obstant son adversité, de l'entretenir seulement en amour, et luy faire chere, comme elle souloit: et qu'il fust preferé devant tous les autres, attendu mesment qu'il estoit des premiers venus, et des anciens serviteurs.

De la partie de ceste deffenderesse fut deffendu au contraire. Et disoit

und zeige mit Fingern auf ihn, eine Behandlung, die ihm wehe thue, als wenn ihm ein Dolch durchs Herz gestoßen würde. Er müsse daher darauf antragen, daß die Verklagte angehalten werde, ihm wieder freundlich zu begegnen und Gegenminne zu erweisen, ja ihm den Vorzug vor allen ihren übrigen Dienern zu geben, da er ihr so viel aufgeopfert habe.

„Die Verklagte erwiederte hierauf: Wer Minne verlange, müsse Vermögen haben,

pour son proffit, que quiconques veult d'Amours jouyr, baille l'argent devant la main: et que c'est grande folie, que de s'attendre à l'escuelle d'autruy, s' il ne fournit et remplit. Disoit avec ce, que le galand au temps de sa fortune et que les biens luy venoient en dorment, il s'at mes cogneu, et en ha festoyé un et esutre, dont il se fust bien passé; et maitenant s'il ha disette, il n'est pas trop mal employé. Et quant est de l'aymer, elle disoit, qu'elle n'y estoit point tenue: car les biens et vertus, qui souloient estre en luy, n'y sont plus. Et ne faloit ja rementevoir les bonnes cheres du temps passé: car si le dict amant luy he faict tant de plaisir et services, aussi luy en ha elle faict plusieurs autres, qui n'est ja besoing de declairer. Et puis que il est ainsi que povreté maintenant le guerroye, adonc elle n'en veult plus: car

und es sey große Thorheit, wenn er von dem Andern Unterstützung erwarte. Der Kläger habe früher Vermögen besessen; habe er über die Kräfte desselben hinaus verschwendet, so sey seine jetzige Dürftigkeit seine eigene Schuld. Wenn er ihr damals Freude und Vergnügen gemacht, so habe sie ihn dafür reichlich belohnt. Daß sie die Minne mit ihm fortsetze, könne er nicht verlangen; denn auch sie sey jetzt an einem Orte, wo es der Freuden ermangle. Was sie ihm also gegenwärtig geben könne, sey ein Stab, und das Wort: Geh deiner Wege!!

Sie müsse daher bitten die Klage zurück zu weisen, und den Kläger in die Kosten zu verurtheilen.

aussi au lieu ou elle habite n'y ha que tante malheuereté, et jamais ne s'y trouve joye. Et quant est au surplus pour les biens, qu' elle luy offroit un povre baston en sa main pour s'en aller, avec la prebende de va-ten pour recompensation de ses services. En concluant que à tort se complaignoit d'elle et en demandoit despens.

Aprés les quelles deffenses proposées, les gens d'Amours qui s'estoyent adjoinct et avec le dict amant, disoyent que ceste femme n'estoit pas digne qu'on parlast d'elle devant les gens de bien. Car par son propos jamais n'ayme que pour argent, et ainsi confessoit avoir vendu les biens d'Amours. Et qu'elle en ha meschamment usé en son temps. Et aussi pareillement estoit voix et commune renommée qu'elle ayme toujours trois ou quattre, et qu'elle le suece jusques aux os, et puis encores s'en

Hierauf nahmen die Gens d'Amours, die den Anträgen des Klägers beigetreten waren, das Wort, und sagten, daß die Verklagte unwürdig sey, daß man in guter Gesellschaft von ihr rede. Nach ihrem eigenen Eingeständnisse, minne sie nur um Gold, und habe also auch Gegenminne gegen Gabe und Geschenk verkauft. Dieses sey eine niederträchtige Handlung. Auch stehe sie in dem Rufe, daß sie von drei oder vier Rittern Huldigungen annehme, und sich überdem noch über dieselbe aufhalte. Solches sey für eine Dame doppelt nieder=

mocque, qui est pis: car quelque femme que ce soit, jamais ne doibt despriser le serviteur qui la servit, combien qu'il luy souvienne de beaucoup de fortunes. Et requevoyent les dites Gens d'Amours a l'encontre d'elle, que elle fust condamnée a faire amende honorable, et à luy rendre et restituer tout ce qu'elle ha eu de luy, et dont il debuoit estre receu par son serment, veu la maniere de proceder. Et avec ce, qu'elle soit bannie a tous jours du dict royaume d'Amour, comme indigne, d'y converser.

Ce povre amant pour ses repliques disoit, qu'en tout, qu'il luy touche, qu'il estoit encore content, que tous les biens, qu'il luy avoit donnez demourassent pour elle comme siens, et ne vouloit qu'on luy en ostast rien: mais requeroit seulement qu'elle l'aymast com-

trächtig, indem es schändlich sey, Minnedienst mit Verachtung und Spott zu belohnen. Die Gens d'Amours trugen daher darauf an, daß die Verklagte zur Abbitte angehalten, zugleich aber verurtheilt werden möge, dem Kläger alles dasjenige zurückzugeben, was sie von ihm empfangen habe, und zwar nach einer eidlichen Angabe des Klägers; daß sie außerdem aus dem Minneorden ausgestoßen werde, da sie sich unwürdig gemacht habe, fürder in demselben zu bleiben.

Der Kläger nahm darauf wiederum das Wort und erklärte, wie er es zufrieden sey, daß die Dame in dem Besitze der Geschenke, die sie von ihm empfangen habe, verbleibe, und daß er nicht wolle, daß sie derselben beraubt werde. Er verlange nichts, als daß sie ihm ihre frühere Gewogenheit

me devant. Et encores promettoit de luy en faire. A quoy elle respondit, que quand elle le verroit, en feroit son debuoir, mais jusques alors luy conseilloit de changer air, pour reouvrer santé, et abvier qu'il ne fust pas malade. Et disoit oultre, qu'à la contraindre d'aymer on ne scauroit; et aussi tel amour qui serorit donné par force ne dureroit point, mais plus de mal faict à celuy que l'obtient, que s'il n'en avoit point.

Si ont esté les parties ouyes appoinetées en droict et au conseil. Finablement veu le proces, et consideré tout ce qu'il falloit considerer en ceste matiere, la court dict, qu'elle condemne ceste rebelle femme à rende et re-

wieder schenken möge, und verspreche er, ihr wiederum nach besten Kräften Geschenke zu machen. „Worauf sie antwortete: wenn sie ihn wieder sähe, so wolle sie so gegen ihn handeln, als Pflicht und Schuldigkeit ihr heißen würde. Jetzt aber riethe sie ihm, sie zu verlassen und in eine andere Gegend zu ziehen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Außerdem trug sie vor, man könne sie nicht zur Minne zwingen, und wenn solches geschehen sollte, so habe dennoch erzwungene Minne keinen Bestand, ja sie schade demjenigen der sie erhalten solle, mehr, als wenn er gar keinen Auspruch auf dieselbe mache.“

„Der Minnehof erklärte hierauf die Sache für beschlossen und berathschlagte über dieselbe sodann, und nach reifer Berathung that er folgenden Spruch:“

„Die Verklagte wird verurtheilt, dem Kläger alles dasjenige zurückzugeben, von

stituer andict amoureux tout ce qu'il affermera en sa conscience luy avoir baillé et donné, non obstant l'offre par luy faicte, de ne luy en vouloir demender aucune chose, et la quelle offre la court n'y obtempere point, veu que la dicte deffenderesse ne l'accepte, et qu'elle s'est rendue ingrate. Et ordonne qu' à ce faire sera contraincte par la prince de ces biens, et emprisonnement de son corps. Et à toujours la bannit des biens et service d'Amours, en disant avoir forfaict de corps et de biens. En mannière, qu'elle sera abandonnè à chacun pour desormais servir le commun, et devenir a tous publique. Arret 30.

5.

A la requeste du Procureur gene-

dem er gewissenhaft erhärten wird, daß er ihr solches gegeben habe; und zwar ohne Rücksicht auf das Anerbiethen, welches er ihr gethan, daß er zufrieden sey, ihr alle diese Geschenke zu lassen. Solches Anerbieten verwirft vielmehr der Minnehof, theils weil die Verklagte solches nicht angenommen, theils weil sie sich dessen durch ihre Undankbarkeit verlustig gemacht hat.

Der Minnehof befiehlt ferner die Herausgabe bei Vermeidung der Auspfändung und der körperlichen Haft, und stößt die Verklagte aus dem Minneorden, erklärt auch endlich, daß dieselbe in Zukunft als eine öffentliche Dirne zu betrachten sey.

5.

Auf den Antrag des Procureur ge-

ral d'Amours une vielle femme ha esté prinse et constituée prisonnière, pour raison et caufse de certaines parolles mal sonantes, qui ont esté dictes et proferées de sa bouche. Si ha depuis esté interroquée sur les changes et informations faictes a l'encontre d'elle, sur quoy en effect elle ha deposé, et aufsi confefsé, que veritablement en hayne, et despit de ce, qu'elle n'estoit appellée d'aller aux grandz cheres, comme sont banquetz et nopces, ainsi que les autres; elle mal meue et de felon courage avoit et ha dict, que ce n'estoit pas tout acquest d'y estre; et que si elle estoit homme aufsi bien, qu'elle estoit femme, elle n'y laifseroit pas de legier aller sa femme, ny ses filles. Avec plusieurs aultres choses au prejudice d'Amours, et de ses droietz, declaré à plain en sa confefsion qui ha esté monstrée aux Gens d'Amours: les

neral d'Amours wurde eine alte Dame verhaftet, weil sie gegen den Minneorden schändliche und ehrenrührige Schmähungen ausgestoßen. Und sie gestand ein: wie sie nicht leugnen könne, solches aus Haß, und deßhalb, weil man sie nicht mehr zu den Vergnügungen desselben, als z. B. den Gastmalen und Hochzeiten gleich den Uebrigen, einlade, gethan und gesagt zu haben; wäre sie ein Mann, wie sie eine Frau sey, so würde sie es nicht zulassen, daß Frauen und Töchter in den Minneorden träten. Die Gens d'Amours trugen daher, unter Vorlegung der Verhörsprotocolle darauf an, daß die Angeklagte Andern zum warnenden Beispiel körperlich gezüchtigt, die Zunge ihr ausgeschnitten und sie gebrandmarkt werde, auch daß sie aus dem Minneorden ausgestoßen, und ihr Vermögen zu confisciren sey.

quelz ont par icelle prins droict, et baillé leurs conclusions, tendans à fin que la dicte vieille, qui avoit parlé contre la souverainité d'Amours fust punis de punition corporelle, et oblique, pour monstrer exemple aux aultres. Et en ce faisant, qu'elle eust la langue coupée, ou qu'on luy plantast un fer chauld et ardent au visage. Et aussi qu'elle fus bonnie a tousjours hors du royaume d'Amours, et ses biens declairés confisqués.

A l'encontre desquelles conclusions la dicte vieille defenderesse pour la diminution de la peine disoit, que l'on ne doibt pas de si prés prendre garde es parolles des femmes. Car souvent parlent de legier, et contre elles mesmes. Mais en tant qu'il luy touchoit, elle scavoit bien voyrement, qu' elle avoit failli et mal parlé. Mais la

Die Angeklagte trug dagegen vor, daß man die Worte von Damen nicht so genau nehmen dürfe; denn oft sprächen sie unbesonnen, und sogar gegen sich selbst. Indessen wolle sie bekennen, daß sie sehr gefehlt, und die gedachten Worte gesprochen habe. Solches sey aber nur in der Hitze und aus Unbesonnenheit geschehen, und zwar deßhalb, weil sie jetzt oft übergangen

court debuoit avoir regard à ce, que ce avoit esté par chaulde celle et sans y penser. Et aufsi de la desplaisance de ce, qu'on ne tenoit compte d'elle, et que on ne daignoit la mander aus dictes fêtes et banquetz.

Si ha la court veu les charges et informations, la confession de la dicte deffenderesse; les couclusions des Gens d'Amours, et les deffences baillées au contraire, et tout ce qu'il falloit veoir en ceste matière, a grande et meure deliberation. Et tout veu et consideré la dicte court condamme icelle vieille deffenderefse, pour les exces et delictz par elle commis, a porter à l'entour du col l'escripteau, qui s'ensuyt.

En ma vie je ne fut meurtriere
Ne larronnefse, ne coustumiere
D'amans blefser et ravaler:

werde, und weil man sie zu den Minne-
festen nicht einlade.

Der Minnehof hat hierauf nach An-
sicht der Verhörsprotocolle, und nach reifer
Berathung, so wie nach Anhörung der
Gens d'Amours erkannt, daß die Ange-
klagte, wegen der von ihr begangenen Un-
gebührlichkeit, zu verurtheilen sey, ein Tä-
felchen mit folgender Inschrift an dem Hals
zu tragen:

„Zwar war ich nie Mörderinn, noch
Spitzbübinn, noch habe ich früher die

Mais à fin, que mon cas declaire,
J'ai eu la bouche trop legiere.
Gardez vos langues de parler.

Arret 35.

6.

A la requeste du Procureur general d'Amours et par commision de la court de ceans, ont esté prins et constitués prisonniers deux malafaicteurs et delingerens, qui par leurs mauvaises langues avoyent emblé la renommée et dérobé l'honneur de plusieurs dames, à tort et sans cause. Si ont esté sur ce interrogues. Et ont confessé le cas.

Minnenden beleidigt, doch zuletzt hatte ich eine lose Zunge. Nehmt euch daher in Acht, was ihr redet.“

6.

Auf den Antrag des Procureur general d'Amours, und auf Befehl des Minnehofs wurden zwei Leute verhaftet, die ohne Grund und Ursache mehreren Damen durch ihre lose Zunge alle Ehre abgeschnitten hatten. Sie wurden deßhalb vernommen und gestanden solches ein.

Et avec ques ce, que tout le temps de leur vie ont, parler des biens d'Amours, en disant plusicurs ordes parolles et mal sonantes, qu'il n'est besoin de reciter pour la turpitude d'icelles.

Et finnablement la dicte confession vene, et le proces faict sur elle, la court les condemne tous deux à être battus par trois sabmedis de verges par les carrefours: et si les bannist du royaume d'Amours a toujours. En declerant touts leurs biens confisqués. Et ordonne la court, que tous ceux, qui parleront ainsi deshonnestement contre l'honneur des dames, ne jouiront aucunement des priviléges d'Amours, et si seront punis si tres griefvement, que les autres y prendrout exemple. Arret, 50.

„Und zugleich, daß sie während geraumer Zeit über die Minne übel gesprochen, und unzüchtige und schmutzige Reden, welche wegen ihrer Unziemlichkeit nicht wiederholt werden können, ausgestoßen hätten.

Der Minnehof entschied nach Ansicht der Verhörsprotocolle, daß alle beide drei Sonnabende hinter einander mit Ruthen zu züchtigen, und zugleich aus der Minnegesellschaft auszustoßen seyen. Gleichfalls befahl der Minnehof daß alle diejenigen, welche sich beigehen lassen würden, ehrenrührig von den Damen zu reden, der Vorrechte der Minne verlustig seyen, und Andern zum warnenden Beispiel, hart bestraft werden sollten.

Daß Werk schließt dann also:

L'arrest fini, et dict President, qui estoit las, et n'en pouvoit plus, dist au peuple illec attendant:

Le greffier dira le surplus,
Pour moy je n'en ouy rien plus.
Aussi le Greffier s'advenca
De plusieurs aultres Arrestz dire:
Mais de tous ceulx, qu'il prononca,
Ne peux rien rapporter n'escripre.
Jl avoit un peux la voix casse,
Tant qu'on ne la pouvoit entendre,
Et moy j'ai la venue un peu basse.
Si eust Arrestz et Jugemens
Prononcez lors, tant que merveilles,
Dont je veiz maints povres amans
Pleurer et grater leurs oreilles:
Ceulx qu'ilz cuidoyent estre pour eulx
Furent contre, je vous affie.
Si les jugemens sont doubteux,
Jl n'est pas sage, qui s'y fie.

Si foy voeu ja depuis long temps
Que plus ne serviray Amours
Si j'ay mespris, je m'en repens;
Ailleurs me foult prendre mon cours.
Et quant est des poir, es recours,
Ils m'ont esté trop rigoreux;
Et pource substiendray tousjour.
Que les loyaulx sont plus doloreux.

Näheres über diesen M. d'Auvergne, sein Buch, dessen verschiedene Auflagen, oder überhaupt von den Liebeshöfen, ihrem Wesen, ihrer Einrichtung u. s. w. zu erörtern, haben wir für jetzt nicht vor. Es würde auch ziemlich überflüssig seyn, da die Lesewelt ein meisterhaftes Buch besitzt, das über diese Materie fast Alles erschöpft, und sich daher Jedermann, dem es um weitere Kunde zu thun ist, leichtlich unterrichten kann. Es heißt: „Die Minnehöfe des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche.“ 12. Leipzig, 1821. Wem

der Haupttext dieses mit überaus vielem Fleiße und ächt critischem Geist verfaßten Buches nicht genügen sollte, der findet die besten Quellen treu angezeigt, aus dem er weiterhin schöpfen mag. Aus jenem haben wir geschöpft, auch schon an einem andern Orte Manches daraus mitgetheilt; hier wollten wir jedoch auch das französische Original beigeben, weil dessen alterthümliche Eigenheit für manchen Leser einen besondern Reiz haben dürfte.

Graf Forbin, über das jetzige Jerusalem. *)

Um Jerusalem ist Alles still und stumm; der letzte Ruf des Gottmenschen scheint der letzte Laut gewesen zu seyn, und die Echos von Silon und Gehennon wiederhallten. Am Tage meiner Ankunft sah ich die ganze jüdische Bevölkerung von Jerusalem im Thale Josaphat beisammen; der Gouverneur hatte den Hebräern die Erlaubniß verkauft, hier das Fest der Gräber zu feiern.

*) Voyage dans le Levant. Paris 1819.



liche Ungnade. Er wurde nach Jerusalem versetzt und verwaltet da die Regierung auf eine milde und feine Weise. Man trank Kaffee und rauchte Tabak. Abdil-Kerym näherte voller Ehrfurcht seine Stirn dem Firman des Großherrn, worauf ich ihm meine Begleitung vorstellte und die Briefe übergab, die an ihn gerichtet waren.

Die Straßen zu Jerusalem sind krumm und schlecht gepflastert; die Häuser, die an ihnen hinstehen, sind gewöhnlich von Bruchsteinen erbauet, erhalten ihr Licht bloß durch eine kleine Thüre und ein oder zwei Fenster, die mit hölzernen Gittern versehen sind. In einigen elenden Läden verkauft man Oliven, Obst, das man von Damask bringt, Reis, Getreide und einige getrocknete Gemüse. Eine Gruppe von Arabern, die vor Hunger umkommen, verzehrt mit ihren Augen diese Reichthümer, und der türkische Kaufmann raucht seine Pfeife mit

einer Gleichgültigkeit, als ob er gar nicht an seinen Vortheil dächte.

Das Kloster der Väter des heiligen Landes liegt in dem höchsten Theile der Stadt; man steigt daher auf Treppen bis zu dem heiligen Grabe hinab. Die Façade dieses Denkmahls ist eine Mischung von maurischem Styl und gothischer Bauart; ein viereckiger Thurm, der keine Glocken mehr hat und der in der Höhe der Kirche abgebrochen, ist auf diese Art seit der Erbauung Jerusalems durch die Türken verstümmelt worden. Es war ein Festtag, als wir das heilige Grab besuchten. Die Thüren standen offen, eine große Menge Pilgrimme drängte sich da herum, um entweder hinein oder heraus zu gehen. Türken, die auf einem Divan saßen, forderten auf eine harte Weise das Eintrittsgeld; man schrie, man theilte Stockschläge aus, der große Haufe war bei den Aufzügen in Verlegenheit, welche sich durch-

kreuzten: dies alles bildet ein geräuschvolles und niederschlagendes Schauspiel.

Ich ging um die Mauern von Jerusalem; man versichert, diese Stadt habe viertausend fünfhundert Schritte im Umfange. Jerusalem liegt auf zwei Bergen; Acra und Moria, und man ist der Meinung, es habe noch 25000 Einwohner, welche aus Arabern, Türken, Juden und Armeniern bestehen; es leben nicht mehr als zweihundert christliche Familien daselbst. Der Umfang der Stadt könnte sechsmal mehr Einwohner fassen; daher ist ein großer Theil ihrer gebirgigen und ungepflasterten Gassen unbewohnt; große Kirchen, Häuser und Klöster stehen ganz leer.

Oft bin ich an diesen einsamen Orten herumgewandert, und mußte mir Platz durch Gebüsche, Dornen und Schlingen der indianischen Feigenbäume machen. Der Ephen

rankte an den Außenseiten der hohen Mauern, und die Aloe wuchs ganz ungestört auf den Terassen und in den Spalten der Thürme. Der Palmbaum, der in den Gärten vergessen worden war, stieg bis zu den höchsten Mauerkronen empor; seine vernachläßigten Früchte werden die Nahrung des einsamen Vogels. Ich habe oft ganze Stunden oben auf den Terassen, Thürmen und Minarets gesessen, wo mein Geist eine tiefe Betrübniß beim Anblicke dieser schrecklichen Verödung ergriff.

Die Griechen leben mit den abendländischen Christen in dem heftigsten Kampf; sie haben diesen das heilige Grab entrissen und verstümmeln jetzt die Grabmähler Gottfriebs von Bouillon und seines Bruders Baudouin.

Die Bazars zu Jerusalem, worin sich noch einige Kaufleute und Handwerker befanden, sind gewölbt und geräumig.

Man kann sich nichts Traurigeres vorstellen als Jerusalem, wenn der Nordwind, Regen herbeiführend, durch die Schießscharten der Mauern bläset, sich auf den einsamen Straßen verfängt oder in den Klöstern und in den Corridors der Klöster pfeift.

Curiosa, die für manchen sehr schätzbaren Herrn Schatzmeister sehr unschätzbar (intaxabel) seyn dürften.

1) a. Ein Pfeifendeckel eines Meerschaum-Tabakskopfes des Julius Cäsar; b. die Terzerolen, deren er sich in der Schlacht bei Malplaquet bedient hat, aus der Verlassenschaft des Romulus oder vielleicht auch des Remus, wovon nach dem Rathe des Prof. Heyne, der archäologischen Wichtigkeit wegen nichts getrennt werden kann.

2) Der linke Lauf der Wölfinn, welche dieser beiden Gebrüder ämtlich aufgestellte Amme war.

3) Eine Maschine für ungewandte Uebersetzer, denen das Uebersetzen ins Deutsche schwerer fällt, als das mit einem guten englischen Wettrenner über einen Graben, oder das Uebersetzen ins Gesegnete. NB. Ist auch gut zu gebrauchen, lebendige Sperlinge todt zu schlagen.

4) Ein Salzfaß für Sonnettendichter. Anmerkung: Zeitungs- und Geschichtschreiber werden bei der Versteigerung dieses Artikels nicht zugelassen.

5) Ein halber Centner Schminke, in Schwefelbädern zu gebrauchen für nackte Gesichter.

6) Beide Augen des Virgil, welche

im Folge der in dem Taschenbuch Minerva entscheidenden Deduction des Hofraths Böttiger, eigentlich dem Homer angehört haben.

7) Der trojanische Brand, sehr niedlich in Speck geschnitten, von einem anonymen Lappländer, einem Augenzeugen, welcher nicht zugegen war, als der Grundstein zu der Stadt Pesth gelegt wurde.

8) Ein antikes Glasgemählde von Johann v. Eyck. Aus Mahagonyholz sinnreich gedrechselt, und in Duodezformat petrifizirt; zugegeben wird ein Steigbügel von dem Schlachroß Hannibals.

9) Vier und zwanzig Raketen, die bei einem Feuerwerk bei der Geburt des berühmten Euripides, zu Ehren seines Trauerspiels Phädra, hätten abgebrannt werden sollen.

10) Das elfenbeinerne Tabaksdöschen der Cleopatra mit dem Krückenstock Friedrichs II. unter Glas und Rahmen. NB. Werden nicht getrennt, und konnten selbst Albrecht Dürer, der für Letztere 2000 Exemplare des Rembrandt'schen Bürgermeisters, nach John radirt, sammt den sechs Platten hat geben wollen, nicht überlassen werden.

11) Ein Büschel feine englische Nadeln, womit man die herrlichsten Stickereien, sowohl Landschaften, als Blumen- und Thierstücke verfertigen kann.

12) a. Ein halber Ziegel von dem Kanonengußhaus, welches Solon in nicht gemeiner Stadt Athen sicherlich hätte bauen lassen, wenn in Herodot's Geschichte, die einige Pyrrhonisten fabulos nennen wollen, davon die Rede wäre; dazu gehört b. eine gestaltlose Scherbe, welche jener auf ein

Haar ähnlich seyn soll, auf welche jener athenienfische Bauer den Namen des Themistokles geschrieben hat, mit dem Zeugniß der Universität, auf der dieser gelehrte Bauersmann die drei göttlich bürgerlichen Tugenden des Lesens, Schreibens und Rechnens, gelernt hatte.

13) Ein splendider Automot von Baucason, sehr gut zu verwenden seinen Namen unter schriftliche Aufsätze calligraphisch, folglich leserlich zu schreiben, die ein sehr geschichter Sekretär sehr geschickt ausgearbeitet hat.

14) Ein Fascikel von Fragmenten aus einem projektirten Almanach der Paradoxien. In diesen ausgelassenen Manuscripten kömmt unter Andern die Behauptung vor, daß nichts abgeschmackter und Gähnen erregender sey, als der bloße Verstand; daß man in Gesellschaften nicht so unverständig seyn

möchte, verständig zu seyn, je dummer, desto verständiger, denn über den tiefsten und schönsten Verstand könne kein Mensch lachen: Geist, Witz, Laune, Derbheiten, ja Zoten ꝛc. seyen die Würze des Umgangs, und der Verstand sey nur der Hausknecht des Geistes ꝛc.

Schiller an den Freih. Heribert von Dalberg.

Von den Briefen, die **Schiller** in den Jahren 1781 bis 1785 an **Dalberg** geschrieben hatte, ist nichts weiter als eine allgemeine Hinweisung ins Publikum gekommen; man wußte von ihrer Existenz, ohne ihren Inhalt zu kennen. Sie befanden sich stets in der Verwahrung des Adressaten, auch nach dessen (den 27. Dec. 1806 erfolgten) Tod unbemerkt und unbeachtet, bis endlich Herr Hofrath **Hecker** und Herr Sekretär **Walther** sie der möglichen Vergessenheit zu

entziehen Gelegenheit hatten. Diese beiden empfänglichen Männer erkannten wohl den Werth solch kostbarer Documente, ordneten sie und schenkten sie dem Carlsruher Lyceum zur Bekanntmachung.

Durch diese günstigen Verhältnisse sind die Verehrer des unsterblichen Schriftstellers mit der gedruckten Sammlung dieser Briefe beschenkt worden. Sie sind zu Carlsruhe unter folgendem Titel erschienen: „Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg, in den Jahren 1781 bis 1785. Ein Beitrag zu Schillers Lebens- und Bildungsgeschichte.“ Vorrede XIV, Text 139 Seiten, Octav. — In der Vorrede sagt der Herausgeber (Dr. M. Marx) mit Recht, der Verleger, welcher die Herausgabe übernommen, beeifert sich um so mehr, dieses Denkmahl des verehrten Dichters dem gesammten Deutschland vorzulegen, als er darinnen nicht nur merk-

würdige Belege zur Entwicklungsgeschichte des dramatischen Lebens und Strebens Schillers, sondern auch Andeutungen zum tiefen Verständniß und zur künstlerischen Darstellung seiner Werke erkannte. Von der andern Seite wird die Erinnerung an einen edlen deutschen Mann, den der Herr v. Dalberg an seine Unterstützung des vaterländischen Verdienstes durch Aufmerksamkeit, Handbietung und leitendes Kunsturtheil bei Veranlassung dieser Briefe lebhaft geweckt und geehrt werden.

Und nun sey hier einer dieser Briefe selbst mitgetheilt, das Drama: die Räuber betreffend.

Stuttgart, den 12. Dec. 1781.

Mit der von Ew. Excellenz in Rücksicht auf den Verlag meines Schauspiels getroffenen Veränderung bin ich vollkommen zufrieden, besonders da ich sehe, daß durch

dieselbe zwei von sich sehr verschieden gewesene Interessen vereinigt worden sind, ohne edoch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succeß meines Schauspiels zu unterdrücken. E. E. berühren einige sehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde diese Sache in Ansehung meiner wichtig genug, etwas weitläufig dabei zu seyn. Gleich Anfangs gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurücksetzung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts — die ganze dadurch wohl errungene neue Anlage des Schauspiels für unendlich besser als die Meinige halte und halten muß, wenn auch vielleicht dadurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizei, und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schooße

der Gesetze entstehen, noch vielweniger einwurzeln, und einige Jahre aufrecht stehen konnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu sagen, als die Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen. Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieß zugebe (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu), was wird folgen? Gewiß nichts anders, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angebornen Fehler, den die Hand der feinsten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird, einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruction des Ganzen aufgehoben

werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplicität, die uns der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charactere sogar sind aus dem Schooß unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein Paar Pistolen in seinem Halfter. Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen.

II. Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden; und sie schon von selbsten, dieser Character, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemählde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hineincolorirt, daß man das ganze Gemählde übermahlen muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Character Franzens, diesem speculativen Bösewicht, diesem metaphysisch-spitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen

Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen E. E. dem Vater die eifrige Fürsprache für sein Kind. Es sind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauspielen anfangen, was es will, der Autor muß es sich gefallen lassen, und ein Glück ist es für den Verfasser der Räuber, daß er in die besten Hände gefallen ist, dieses einige werd' ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die zweite Hauptveränderung mit der Ermordung Amaliens interessirte mich fast noch mehr. Glauben mir E. E., es war dieses derjenige Theil meines Schauspiels, der mich am meisten Anstrengung und Ueberlegung gekostet hat, davon das Resultat kein anderes war, als dieses, daß Moor seine Amalie ermorden muß, und daß dieses eine positive Schönheit

seines Charakters ist, der einerseits den feurigsten Liebhaber, andernseits den Banditen-Führer mit dem lebhaftesten Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieser Rolle in keinem Briefe erschöpfen. Uebrigens sind die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf seyn, sie gemacht zu haben. Da mir Herr Schwan auch schreibt, das Stück würde mit der Musik und den unentbehrlichen Pausen gegen fünf Stunden spielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! so wird eine zweite Beschneidung an demselben vorgenommen werden müssen. Ich wünschte nicht, daß jemand anders als ich, sich dieser Arbeit unterzöge, und ich selbst kann es nicht ohne die Anschauung einer Probe, oder der ersten Vorstellung selbst.

Wenn es möglich wäre, daß E. E.

(Beilage.)

Die Räuber, ein Schauspiel.

Das Gemählde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verderben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in allen Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Einen heuchlerischen, heimtückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und gesprengt sehen in seinen eigenen Minen. Einen allzuschwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen

schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und auf der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaue — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen, der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten und Gerichte brauche, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Georg III., von Großbritannien.

Georg III., Sohn Friedrich Ludwigs, Prinzen von Wallis *) und Augustens, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha, ward den 4. Juni 1738 geboren. Sein Erzieher war Lord Bute, der, wie die von ihm empfohlenen Lords Ankesbury und Liverpool, des Prinzen Freundschaft und Vertrauen, noch während seiner Regierung besaß. Den

*) Dieser Fürst war 9 Jahr vor Georg II. gestorben.

Thron bestieg Georg im 22sten Jahr (1760) mitten im Kriege. Das Glück begünstigte mit Vorliebe seine Unternehmungen. Bedeutende Erwerbungen in der neuen Welt, der gesicherte Besitz von Canada, Neuschottland ꝛc. durch den Frieden von 1763, krönten die Operationen seiner Marine; und die Clausel in eben diesem Tractat, daß Frankreich auf eigene Kosten in Dünkirchen einen englischen Commissär bezahlen müsse, der darüber wache, daß der Hafen im vertheidigungslosen Zustand bleibe, war ein eben so süßer als eigenthümlicher Nationaltriumph. Das Genie des Chatam schmückte den Anfang von Georgs Regierung mit ruhmvollem Glanze; doch sah England im nordamerikanischen Krieg, welcher 1778 ausbrach, viele seiner herrlichsten Colonien auf immer verloren gehn, ein Verlust, welcher 1799 durch den Sturz des Tippo Saib, wodurch Georg über 50 Millionen Unterthanen in

Indien zuwuchsen, ersetzt ward. Groß-brittanien, unter Georg III. Zepter, durch ausgebreitete Besitzungen, zahllose Flotten, blühenden Handel, große Staats-männer (Pitt, Fox rc.), siegreiche Land- und See-Generale (Howe, Lewis, Nelson, Wellington rc.) auf den höchsten Gipfel der Kraft und Macht, mußte, bei seiner politischen Stellung, in den europäischen Welthändeln die letztern drei Jahrzehnde, nothwendig einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß ausüben; in allen wichtigeren Ereignissen sahen und sehen wir es sein Gewicht äußern.

Georg III., vermählte sich mit der Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, den 8. Sept. 1761, nachdem er sie am 8. Juli desselben Jahres in einer außerordentlichen Versammlung des Staatsraths ganz unvermuthet, als seine Braut

angekündigt hatte *). — Im Jahre 1787 fing Georg an, mit Gedächtnißschwäche, die sich zuweilen als eine Art Geisteszerrüttung kund gab, befallen zu werden. Dr. Willis half zwar Anfangs immer glücklich ab, allein als 1792 das Uebel sich bis auf einen hohen Grad verschlimmerte, kam im Parlament die Idee einer Regentschaft zur Sprache. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Pitt sich durch sein Benehmen, des Königs unerschütterliche Gunst erwarb. Georg genas zwar, doch nur, um 1804 einen neuen, noch bedenklichern Anfall zu erleiden, wobei die Einsetzung einer Regent-

*) Sehr merkwürdig und rührend ist die Veranlassung, wodurch diese Prinzessin sich den Heirathsantrag des jungen Königs, durch seine Mutter selbst aufmerksam gemacht, erwarb. Die nähern Umstände sind in dem kürzlich zu London erschienenen Werk: Memoirs of Sophia Charlotte etc. by Wathins, erzählt.

schaft wiederholt, aber erfolglos vorgebracht wurde.

Als jedoch noch die Abnahme des Gesichtes hinzukam, und späterhin die heftiger als je sich äußernde Geisteskrankheit selbst von Anzeichen eines nahen Todes begleitet schien, übernahm der Prinz von Wallis, Georg Friedrich August, am 6. Februar 1811 die Regierung. Seitdem erholte sich Georg III. nur für einzelne Augenblicke, und verschied endlich den 29. Jänner 1820, im 81sten Jahre, nachdem er 59 Jahre und 3 Monate das Zepter geführt hatte.

In dem Character dieses tugendhaften Fürsten waren Herzensgüte und Leutseligkeit vorherrschende Züge; Sanftmuth und

*) Georg II. hatte ebenfalls ein sehr hohes Alter erreicht: er starb im 77sten Jahr.

Wohlwollen sprachen sich in seiner heitern Miene aus. Consequent in seinen Grundsätzen, verfolgte er jede einmal aufgefaßte Ansicht mit männlicher Beharrlichkeit. Die Principien der französischen Revolution verabscheute dieser nüchtern denkende Souverain aus dem tiefsten Grunde der Seele; und selbst der rauschende Beifall, welchen die constitutionirende Versammlung der Verfassung seines Reiches zujubelte, konnte seinen selbstständigen Sinn nicht bestechen. — Dieser Monarch war ein Freund der Künste und Wissenschaften, und wenn er sie vielleicht nicht mit der einem so mächtigen Souverain angemessenen Großmuth aufmunterte, so beschützte er sie doch aufrichtiger, als seine Vorfahren aus dem Braunschweigischen Hause. —

Georg III. bleibt als Mensch, Gatte und Vater gleich mustergültig. Im Schooße seiner Familie, in der Zurückgezogenheit eines

geräuschlosen Privatlebens, suchte und fand sein reines Gemüth Erholung und ungetrübten Genuß. Vorzüglich ist es das Schloß Windsor, wo man diesen anspruchlosen Fürsten häufig den Glanz und die Sorgen des Purpurs mit der Einfachheit und Ruhe süßer Häuslichkeit vertauschen sah. Seine Gemahlinn, an Geist und Herz, an Gesinnung und Wandel ihm ähnlich, schenkte ihm 7 Prinzen und 5 Prinzessinnen.

Ueber den jetzigen Zustand von China.

Es ist wahr, China, dieses uralte, unermeßliche Reich ist uns ungeheuer entlegen, und gar selten gelangen Nachrichten zu uns herüber. Aber sollte man nicht glauben, daß wir uns gerade deßwegen ungleich mehr darum bekümmern müßten, als es wirklich geschieht, da es in der Natur der menschlichen Neugier und Wißbegierde liegt, von den nächsten Umgebungen am wenigsten Notiz zu nehmen, um den entferntesten und fremdesten desto eifriger nachzuhängen. Ganz

gemächlich schlürfen wir eine Tasse Thee nach der andern, ohne auch nur ein einziges Mahl an das Vaterland desselben und seine beispiellosen Eigenthümlichkeiten zu denken, was zwar eben nicht zu wundern ist, da es mit dem Genuß des vielen und im eigentlichen Wortsinn heiß geliebten Kaffehs und Zuckers derselbe Fall ist, der uns verdammt bitter schmecken würde, wenn wir dabei gedächten, daß diese kohlenschwarzen Bohnen, und diese schneeweiße Süßigkeit mit dem Blut und Mark und Leben der armen Neger erkauft sind. Doch um wieder auf China zu kommen, so gedenken wir dessen wohl auch zuweilen in der Conversation, aber nur in dem Sinne der Ironie und des Scherzes, worin wir aber doch nichts weniger als unbedingt Recht haben.

12.

Es soll hier nicht die Rede von einer strengwissenschaftlichen Statistik, Ethnographie oder regelrechten Aufzählung und dieser-

lei Merkwürdigkeiten seyn, wodurch sich das chinesische Volk seit undenklichen Zeiten, vornehmlich durch Erfindungen auszeichnet, nur einige Momente zu berühren möge erlaubt seyn.

China's Flächenraum beträgt nicht weniger als etwa ein Zehntheil des Erdbodens, und wenn man die Bevölkerung der ganzen Erde vor Augen hält, so kommt davon wenigstens ein Viertheil auf das chinesische Reich, das 200 Millionen Bewohner zählt. Sehr glaubwürdig ist es schon aus der ganzen Geschichte der Chinesen, daß sie auch in Ansehung der Civilisation und dessen, was dahin einschlägt, unter allen andern Asiaten oben anstehen. In Ackerbau, Manufacturen und Künsten, in der Civilverwaltung, in Sitten und Gebräuchen, in der Literatur und allen geselligen Verhältnissen verdienen diese bespöttelten Chinesen, als die Franzosen Asiens, den größten Respect. Es

ist zu wiederholten Malen nachgewiesen worden, daß die Erfindung des Glases, des Porzellans, der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers und vieler anderer Gegenstände der Industrie eben diesen Chinesen verdankt werden muß. Wie viele Entdeckungen und Erfindungen, womit die Europäer sich brüsten, gehören nicht den Chinesen an, die schon mehrere Jahrhunderte früher damit vertraut gewesen?! Weniger bekannt ist auch der Umstand, daß China schon im dreizehnten Jahrhundert Papiergeld hatte, wovon der ehrenwerthe Marco Pola, dessen italienische Reisebeschreibung der gelehrte Ramuset redigirt hat, als Augenzeuge die unumstößlichsten Beweise anführt *). Von ihrer ellenlangen Zeitung haben uns die nicht

*) Ein Näheres siehe Wiener Conversationsblatt, Jahrg. I., Theil 2., Nro. 37. Es ist da auch die Verfahrungsweise bei der Bereitung erzählt.

viel kürzern der Engländer und hernach unsere eigenen kleinen Tageblätter erzählt. Sogar ein Tribunal der Geschichte besteht in Pecking. Dieses hat zwei Sectionen. Die Eine muß Alles, was außerhalb der kaiserlichen Residenz geschieht, aufzeichnen, die Andere, was innerhalb derselben vorgeht, nämlich alle Reden und Handlungen des Fürsten und seiner Beamten. Es ist eine sehr eigene Organisation um dieses Tribunal *) u. s. w.

Schon höchst merkwürdig bleibt es, daß China's ungeheure Bevölkerung ganz ausschließlich vom eigenen Boden sich ernährt, kleidet und sich selbst mit den nöthigen Bequemlichkeiten versieht. Ihre Kleiderstoffe sind meist jener Cattun, um den wir sie beneiden; von der Zehe bis zum

*) Umständlicheres in meinen histor. Unterhaltungen S. 124.

Scheitel sind sie anständig, ja elegant costümirt; etwa zehn Millionen Chinesen sind in Hinsicht des Anzuges das, was bei uns die Incroyables; in gestickten Seiden- oder Atlas-Zeugen gehen sie prächtig einher. Auf Stühlen sitzend, speisen sie an Tischen, was sie von den andern Asiaten durchaus unterscheidet, und was sie speisen, ist nicht schlecht. Sie sind zwar keine Gourmands, folglich in diesem Anbetrachte nicht die Franzosen Asiens; aber die Zubereitung ihres Essens ist schmackhaft und nährend. Daß bei der immer zunehmenden Bevölkerung der Ertrag des Bodens nicht ausreicht, ist sehr natürlich; eben so natürlich sind die öftern Hungersnöthen. Diese reiben aber kaum so viel Menschen auf, als bei andern Völkern die unseligen Kriege, von denen die Chinesen wenig wissen. In echt humanem Geist sind ihre Armenversorgungsanstalten, ihre Gesetze, nach denen die jüngern Familienzweige verpflichtet sind, die ältern Ver-

wandten zu unterstützen; in dem Erziehungs-prinzip sind Lesen und Schreiben Haupt-bedingungen.

Man weiß, daß die Mahlereien der Chinesen ohne allen Schatten sind. Damit man aber nicht versucht werde, diesen flüchtigen Aufsatz gleichfalls für eine chinesische Mahlerei zu halten, da bis jetzt immer nur von der Lichtseite die Rede war, so wollen wir nun auch die Schattenparthien ein wenig betrachten. Die Regierung würde von einem europäischen Staatsmann, besonders was das Practische betrifft, ohne weiters für sehr schlecht gehalten werden, denn eine Hauptwirkung von ihr ist, daß sie die Unterthanen eigennützig und mißtrauisch macht; nicht besser würden unsere Theologen von der chinesischen Religion urtheilen, denn Aberglaube und Scheinheiligkeit sind in China zu Hause. Auf das Polizeiwesen und die ganze Moralität der Chinesen kann

man nicht besser zu sprechen seyn, weil sie, was Schlauheit, Pfiffigkeit und Betrügereien betrifft, wahre Virtuosen sind. Vornehmlich im Verkehr mit Fremden sind sie völlig gewissenlos, und treiben ihre Verschmitztheit oft bis zu einem Grade, wo sie anfängt, possierlich zu werden. Wenigstens ist dieß der Fall bei dem Geschichtchen mit den Schinken, die ein landendes fremdes Fahrzeug (ich weiß nicht mehr welches und wann) zur Proviantirung einkaufen ließ. Die paar hundert Schinken sahen wunderherrlich aus, groß und voll, frisch und hart; es waren lauter Prachtexemplare. Einige Tage darauf (man war bereits in der See) soll das erste consumirt werden. Aber der Schinken ist so compact, man kann ihn ohne Beil nicht tranchiren, ja selbst mit dem Beile nicht, denn siehe, der brillante Schinken ist — von Holz, und alle anderen brillanten Schinken sind gleichfalls von sehr gutem Holze. Dieses Stückchen

chinesischer Prellerei habe ich nur angeführt, weil es gewissermaßen der Prototyp aller andern ist.

Die Chinesen sind etwas ungesellig, kalt und steif. Aber wie viele Völker Europa's, wie manche Nationen in unserer allernächsten Nähe sind es nicht auch! Jene schließen das Frauenzimmer aus der Gesellschaft fast gänzlich aus; aber auch hierin gibt es noch anderswo Chinesen, und noch ärgere Chinesen. Wie geht es in England bei Tische her, wie in Deutschland, wo man auf dem Puncte der Indiscretion steht, das schöne Geschlecht von der schönsten Gesellschaft, nämlich von der geistigen, das ist, von der Literatur auszuschließen? Von den Türken darf man gar nicht reden; das ist eine Sache für sich.

Der Beherrscher von China, genannt: „der große Kaiser," ist der beste Mann von

der Welt. Sein wohlthätiger Sinn, seine Leutseligkeit, seine werkthätige Theilnahme an den Drangsalen des Volkes, seine Milde gegen Verbrecher, die Offenherzigkeit, womit er seine menschlichen Schwächen eingesteht, machen ihn zu einem Gegenstand der allgemeinen Verehrung und Liebe. Den Begriffen seines Volkes ganz angemessen, nennt er seine Mißgriffe die Folgen des göttlichen Mißfallens. Die vorgefallenen Unruhen rühren meist von dem Mangel an Nahrungsmitteln her. Ueberhaupt kann man seine Achtung auf keinen Fall einer Regierung versagen, die es verstand, so lang eine Masse von 200 Millionen Menschen zusammenzuhalten; sie muß auf der Individualität des Volks entsprechenden Principien beruhen, und kann daher unmöglich eine plumpe, geistlose, pfuscherische Maschine seyn, wie sich so manche kurzsichtige oder partheiische Reisebeschreiber auszudrücken nicht entblöden. Die Thronbesteigung des neuen

Kaisers, Tara-Kuang, nach dem 1820 erfolgten Hintritt seines Vaters ging auch ganz ordentlich und ruhig vor sich. Ein achtenswerther Missionär in China hat bei Gelegenheit dieser Thronveränderung einen Brief nach Europa geschrieben, der in dieser Hinsicht ganz charakteristisch lautet. Ein Mitarbeiter des Hamburger politischen Journals sagt, daß dieser wunderliche Brief vor ihm liege, und theilt im Juliheste 1822 folgende Stelle daraus mit: „Die Chinesen brauchen euch nicht die chimärischen Kenntnisse und Theorien eurer Reformatoren zu beneiden, eurer Liberalen, Radicalen, Servilen, Illuminaten, Jacobiner, Carbonari und andere europäische Demagogen.“ Welch eine entsetzliche Vorstellung auch, diese friedliche Masse von 200 Millionen ruhiger Menschen von dem Höllengeist des Aufruhrs angesteckt, in den Gräueln einer wogenden Anarchie zu denken!

Auch der vorige Kaiser von China, Kiacking, konnte keinen eifrigern Wunsch, kein lebhafteres Streben, als mit seinen Unterthanen im Einklang zu bestehen. Sein Testament und die Proclamation hinsichtlich der Thronbesteigung seines Sohnes sind Belege davon. Ersteres, vom 2. Sept. 1820 datirt, fängt also an: „Der große Kaiser, der vom Himmel und der veränderlichen Natur die Herrschaft erhielt, gibt den Unterthanen seines Reichs seinen letzten Willen und sein Testament zu erkennen.“ Nachdem er hierauf des Nutzens dankbar gedacht, den ihm der 3jährige Unterricht seines Vaters gewähret, da er schon den Thron bestiegen hatte, fährt er fort: „Ich habe erwogen, daß die Festigkeit einer Nation und die großen Grundsätze der geselligen Ordnung darin bestehen, den Himmel anzubethen, unsere Vorfahren nachzuahmen, in allen Regierungsangelegenheiten thätig und verständig und gegen das Volk wohlthätig

zu seyn. Ich bedachte, daß der Himmel die Fürsten erhöht, daß er dem Einen Maße die Pflicht auflegt, dem Volke Unterhalt zu verschaffen und es zu leiten.“ Dieses ganze Testament ist, wenn ich nicht irre, auch in der Wiener Zeitung abgedruckt, und daher den Lesern bekannt genug; deßwegen wird es überflüssig seyn, das übrige Bezug nehmende hier zu wiederholen. Nur Folgendem sey auch ein Plätzchen vergönnt, da es zu eigenthümlich ist, um es nicht zu verdienen. Der Kaiser führt an, wie er, der hergebrachten Einrichtung gemäß, sich auf eine Jagdparthie nach der Tartarei begab, und der Hitze wegen, einen Tag auf einem Berg vor einer Hütte sich aufhielt. „Ungeachtet (sagte er) ich das 60ste Jahr meines Lebens zurück gelegt habe, und einen Berg hinauf- und herabsteigen kann, ohne zu ermüden, ward ich bei dieser Gelegenheit doch von der übergroßen Hitze der Atmosphäre so angegriffen, daß ich gestern,

als ich meinen Pferden bei Umkreuzung des Berges die ausgebreitete Wohlthätigkeit der Peitsche gab (!), fühlte, daß der Schleim so in meinem Halse hinaufstieg, daß ich fast erstickt wäre, und Grund hatte, zu glauben, ich würde nicht lange mehr leben. Aus Gehorsam gegen die Vorschriften der verstorbenen Weisen meiner Familie hatte ich schon im 4. Jahre meiner Regierung im 4. Monat, am 10. Tage, um 5 Uhr Morgens, einen Thronerben vorausbestimmt, welchen Beschluß ich selbst versiegelt, und in einer geheimen Schachtel aufbewahrt habe. Die Großofficiere des Senats haben den Befehl, diese Schachtel unverzüglich zu eröffnen; sie wissen sehr gut, wo sie zu finden ist.“

Einige Tage nach dem Tode dieses Regenten ließ sein Nachfolger eine Proclamation ergehen. In dieser führt er mit dem Ausdruck der Bewunderung und des Dankes eine lange Reihe von Tugenden

des Vorfahren an, erklärt sich in tiefster Demuth und Resignation des Thrones unwerth, und macht kund, daß nur dies öffentliche Verlangen ihn habe bewegen können, solchen zu besteigen. Nach diesen allen üblichen Formalitäten folgte: „He—tcha—eu“, oder die Freuden-Proclamation, in welcher das Vorhaben ausgesprochen wurde, zu Ehren des Himmels, der Erde und der Götter ein feierliches Fest zu veranstalten, und allen Classen des Volks Beweise der kaiserlichen Wohlthätigkeit an den Tag zu legen. Diese Beweise waren in 22 Artikeln specificirt, und bezogen sich auf Geschenke an Staatsbeamte, Beförderung aller bürgerlichen und Militairbeamten um einen Grad, auf Erlaubniß an höhere Beamte, einen Sohn in das kaiserliche Collegium zu schicken, Wiedereinsetzung suspendirten Individuen, Vergrößerung der Pensionen, Amnestie für Verbrecher, außer überwiesenen Rebellen und Mördern, wobei es in dieser Proclamation heißt:

„Sollte jemand einen dergestalt Begnadig-ten wieder anklagen, so soll er die nämliche Strafe erleiden, welche auf das Verbrechen gesetzt ist, dessen der Angeklagte bezichtigt wird ꝛc. Dieß sind nun in China auch die gewöhnlichen Mittel, den Anfang einer Regierung mit Gesinnungen der Huld, Milde und Wohlthätigkeit zu bezeichnen, und die, nach den Berichten der Peking'schen Hofzeitung, selbst im Laufe der Regierung zum Theil wiederholt werden.

China wird seit einiger Zeit von der verderblichen Cholera morbus heimgesucht. Sie hat daselbst schon fürchterliche Verheerungen angerichtet, wiewohl sie in diesem Reiche noch keinen epidemischen Character angenommen. Wie diese Cholera morbus gegen die Chinesen und jener gräuliche Orkan, der am 10. Sept. 1822 zu Nangasacky ungeheuern Schaden an Wohnungen und Schiffen anrichtete, wü-

then, wie Bericht auf Bericht leider bestätigt, die Chinesen gegen die Christen. Ihre Verfolgungen sind empörend; nicht ohne Schauder kann man lesen, was Zschokkes Ueberlieferungen davon erzählen.

Den Verkehr der Chinesen mit andern Nationen betreffend, so weiß man, daß dieser durch die Grundsätze der innern chinesischen Polizei und durch eine ganz eigenthümliche Sprache, auf einen einzigen Hafen am äußersten Ende dieses unermeßlichen Reichs, beschränkt ist. Auch nur tolerirt werden daselbst einige wenige Handelscompagnien zum Behuf des Umsatzes einiger Artikel, als des Nankings, Thee's, Bor und Congo. Der Handel ist für die Engländer äußerst schlecht; er scheint mehr und mehr ganz in die Hände der Amerikaner überzugehen. Voriges Jahr muß die ostindische Compagnie bei ihren Wollenzeugen bedeutenden Verlust erlitten haben.

Die kürzlich vorgefallenen Streitigkeiten zwischen Chinesen und Engländern werden unsern Lesern aus den Zeitungen noch erinnerlich seyn, desgleichen die Meinung von dem günstigen Erfolg einer Expedition gegen China mittelst Truppen, die leichtlich in Ostindien zusammen zu bringen wären. Auch der interessante Umstand, daß Oesterreich erst unlängst wieder Schiffe nach China gesendet hat, braucht, da es in öffentlichen Blättern schon berichtet, keine weitere Erörterung.

Die Literatur der Chinesen, die in Ansehung der neuesten Zeit viel Merkwürdiges und Barokkes darbiethet, soll in einem eigenen Aufsatz besprochen werden.

Graf Waldstein und Casanova.

Casanova's Memoiren sind nunmehr im Besitze der Literatur. Sie enthalten bei manchem Unerheblichen viel Merkwürdiges, und sind zwar nicht mit dem Geist der französischen Memoiristen, aber auch nicht mit der Breite der Göthe'schen Autobiographie geschrieben. Schon die vaterländischen Beziehungen sind nicht ohne Interesse, in denen dieser abentheuerliche Mann mit seiner höchst seltsamen Individualität mit uns stand. Sein Verhältniß mit dem Grafen Waldstein z. B. biethet viel Anziehendes dar.

Aber gerade hierüber läßt sich noch Manches nachholen oder berichtigen. In dieser Hinsicht darf nicht übergangen werden, was der geistreiche Prinz Carl de Ligne im 15ten Band seiner Oeuvres mélées en prose et en vers anführt. Wie Graf Waldstein mit Casanova bekannt wurde, und über die Lebensweise des Letzteren erzählt de Ligne Nachfolgendes:

In Paris speiset der Graf Waldstein beim venetianischen Gesandten mit Casanova. Jener fängt ein cabbalistisches Gespräch an, nennt die clavicula Salomonis, den Agrippa und Aehnliches. Dadurch gibt er sich eine Art Ansehn, und Casanova ruft aus: Zu wem reden Sie über diese Gegenstände? Oh! che bella cosa cospetto. — Das sind mir sehr geläufige Dinge versetzt der Graf, und wissen Sie was? Reisen Sie mit mir nach Dux in Böhmen. Ich reise morgen.

Casanova war zu Ende gekommen mit seinem Gelde, seinen Reisen und seinen Abenteuern. Er willigt ein und so wird er Bibliothekar eines der Nachkommen des historischen Wallenstein. In diesem Verhältniß hat er die vierzehn letzten Jahre seines Lebens auf dem Schlosse zu Dux bei Töplitz zugebracht, und sechs Sommer hindurch — fährt der Prinz fort — mich wahrhaft beglückt durch seine Imagination, die im hohen Alter der eines zwanzigjährigen Jünglings gleich, durch seinen Enthusiasmus, und durch seine nützlichen und angenehmen Kenntnisse.

Man glaube nicht, daß der Hafen eines friedfertigen Lebens, welchen die Güte des Grafen Waldstein ihm aufgethan, um seine letzten Tage vor Stürmen zu sichern, seinem Daseyn Ruhe gewährt habe. Kein Tag verging, wo nicht sein Caffee, seine Milch, seine Schüssel Maccaroni, die er verlangte,

einen Zwist im Hause veranlaßt hätte. Der Koch hatte bei der Polenta etwas versehen; der Stallmeister ihm einen schlechten Kutscher gegeben, um mich zu besuchen; die Hunde hätten die Nacht hindurch gebellt, oder die Ankunft mehrerer Gäste, als der Graf erwartet, war Schuld gewesen, daß er an einem Nebentisch speisen müssen. Dann hatte einmal wieder ein Waldhorn sein Ohr durch Mißklänge verletzt, oder der Pfarrer ihm lange Weile gemacht, indem er ihn bekehren wollen, und der Graf ihm nicht zuerst den guten Morgen gesagt. Aus Bosheit hatte man ihm die Suppe zu heiß aufgetragen, und ein Domestik ihn warten lassen, bevor er ihm zu trinken gegeben. Man hatte ihn diesem oder jenem Mann von Ansehn nicht vorgestellt, der nach Dux gekommen war, um die Lanze zu sehen, welche den großen Wallenstein durchbohrt. Oder es war nicht möglich gewesen; weil das Schloß in Unordnung gerathen,

ihm die Rüstkammer aufzuschließen. Der Graf hatte ein Buch verliehen, ohne es ihm zuvor wissen zu lassen, und ein Reitknecht im Vorbeigehen nicht den Hut vor ihm abgezogen. Dann hatte er einmal wieder Deutsch gesprochen und man ihn nicht verstanden. Er ist in Aerger gerathen und man hatte gelacht. Er hat beim Vortrag seiner italienischen Verse gestikulirt und man hat gelacht. Er hat beim Eintreten sein Compliment noch gerade so gemacht, wie der berühmte Tanzmeister Marcel es ihm vor sechzig Jahren beigebracht; und man hat gelacht. Er hat bei jedem Ball mit gravitätischem pas getanzt, und man hat gelacht. Er ist erschienen mit seinem weißen Federhut, in seinem Kleide von Gold durchwirkter Seide, seiner schwarzsammten Weste, und mit seinen Kniebändern, über die geglätteten weiß seidenen Strümpfe geschnallt, und man hat gelacht. Cospetto! rief er dann: Ihr seyd alle zusammen Ca-

naillen! Wahre Jacobiner seyd ihr! Ihr beleidigt euern Herrn, den Grafen, und der Graf beleidigt mich, indem er euch nicht bestraft. Dann wandte er sich an den letztern, und sagte: Graf! Ich habe den großen General von Podolien durch den Leib geschossen. Ich bin zwar kein Edelmann, aber ich habe mich zum Edelmann gemacht. Der Graf lachte; um so erbitterter wurde Casanova.

Eines Tages besuchte ihn der Graf mit einem Paar Pistolen auf seinem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, und sieht ihn ernsthaft an, indeß er vor Lachen sterben möchte. Casanova weint, umarmt ihn und sagt: soll ich meinen Wohlthäter umbringen! oh che cosa bella. Dann fängt er wieder an zu weinen, wiederholt seine Gewissensbisse und ist bange, man möchte denken, er fürchte sich. Er nimmt also die Pistolen und überreicht, wie man die Hand

bei der Menuette bis zur Höhe des Auges erhebt, sie wieder zurück, fängt nochmals an zu weinen und spricht bald von Magie und Cabbala, dann in maccaronischen Versen.

Die Mütter im Dorfe beklagten sich über ihn, daß er allen kleinen Mädchen Albernheiten beibringen will, und er sagt, sie wären Demokraten. Dem Kloster Oßegg, eine halbe Stunde von Dux, gibt er, ich weiß nicht weßhalb, den Namen Calvados, und geräth erst selbst mit den Mönchen in Zwist, dann verwickelt er den Grafen darein. Wenn er sich den Magen überladen, so fängt er einen Lärm an, daß man ihn habe vergiften wollen. Er wird geworfen, dann heißt es, die Jacobiner hätten es gethan. Er nimmt aus der Tuchmanufactur zu Oberlintersdorf, die dem Grafen gehört, Tuch auf Credit, und wenn ihm die Rechnung gebracht, oder Zah-

lung verlangt wird, beklagt er sich, daß man den Respect nicht gegen ihn beobachte.

Endlich reißt die Möglichkeit so vielen Verfolgungen zu widerstehen! Gott befiehlt ihm, er solle Dux verlassen. Ohne daran mehr wie an seinen Tod zu glauben, an dem er nicht im mindesten mehr zweifelte, behauptet er, Alles, was er in seinem Leben gethan, sey auf ausdrücklichen Befehl Gottes geschehen, und gleich citirt er sein gewöhnliches Motto. So war es denn auch Befehl und Eingebung von Gott gewesen, daß er Empfehlungsschreiben an den Herzog von Weimar, der mir sehr wohl wollte, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, die ich nicht kannte, und an die Berliner Juden von mir begehren mußte. Er reiset heimlich ab und läßt an den Grafen Waldstein einen Brief zurück, worin er Abschied nimmt, zärtlich, stolz, gutgesinnt und erbittert zugleich. Ueberall läßt man ihn in

den Vorzimmern warten. Man kann ihm weder eine Stelle in den Verwaltungen, noch als Bibliothekar, noch als Kammerherr geben. Nun heißt es überall, die Deutschen wären wie das liebe Vieh! Der liebenswürdige und ausgezeichnete Herzog von Weimar nimmt ihn mit ungemeiner Güte auf. Aber gleich wieder auf Göthe und Wieland, welche mit Recht die Gunst dieses Herrn genossen, eifersüchtig, ergießt er sich in Tadel über sie und die deutsche Literatur. In Berlin perorirt er gegen die Ignoranz, den Aberglauben und die Schelmerei der Hebräer, an die ich ihn empfohlen, stellt aber über das Geld, das er von ihnen borgt, Wechsel auf den Grafen aus, der darüber lacht und ihn mit Umarmungen bewillkommt, wie er ihn zurückkehren sieht. Auch Casanova lacht und weint, indem er betheuert, es sey der Wille des Himmels gewesen, daß er die sechswöchentliche Reise habe machen müssen.

Gott habe ihm befohlen, stillschweigend abzureisen, und nach seinem Zimmer in Dux zurückzukehren.

Erfreut, uns wieder zu sehen, erzählt er auf die belustigendste Weise alle Kränkungen, die er erfahren, und denen seine Empfindlichkeit den Namen der Erniedrigungen beigelegt. Ich bin, sagte er, stolz, gerade deßhalb, weil ich nichts bin. Aber kaum acht Tage ist er wieder zurück, und welch neues Unglück ereignet sich! Es werden Erdbeeren servirt. Man präsentirt ihm zuletzt; Alle bekommen davon, nur für ihn sind keine mehr übrig. Seinen Kummer aber vollkommen zu machen, befindet sich sein Portrait, von dem er glaubt, ein Bewunderer habe sich es zugeeignet und von seinem Zimmer entwendet, an einem jener Cabinetchen, die man in Deutschland Retirade nennt.

Seitdem bringt er fünf Jahre damit zu, sich selbst zu beruhigen, Sorgen zu machen und über die Eroberung seines undankbaren Vaterlands zu sprechen. Er erzählt uns von der Ligue von Cambray und von dem Ruhm seines alten prächtigen Venedig, das Europa und Asien Widerstand geleistet. Weil jedoch sein Appetit täglich abnahm, beklagte er den Verlust des Lebens wenig mehr. Aber er starb vor Gott und Menschen auf eine nicht unwürdige Weise. Er empfing die Sacramente, und sagte: Allmächtiger Gott, und Ihr Zeugen meines Todes, ich habe als Philosoph gelebt und sterbe als Christ.

Das Einbalsamiren der alten Egypter *).

Der Gebrauch des Einbalsamirens der Verstorbenen geht in das höchste Alterthum hinauf; er war fast bei allen Völkern des früheren Weltalters bekannt. In Asien und Africa, ganz besonders aber in Egypten, waren die Einbalsamirungen am meisten gebräuchlich. Die alten Egypter, welche die kindliche Verehrung und Hochachtung für die Verstorbenen auf den höch-

*) Rouyer description de l'Egypte.

sten Grad trieben, schienen die ersten gewesen zu seyn, welche daran gedacht haben, die sterblichen Hüllen ihrer Vorfahren einbalsamiren zu lassen, um ihre Dauer zu verlängern. Diese fromme Pflicht ward nicht allein den Aeltern, Freunden, und den im Nil todt Gefundenen erwiesen, sondern auch den vorzüglichsten, für heilig gehaltenen Thieren. Die Egypter sind auch die einzigen aus allen alten und neuen Völkern, bei welchen die Einbalsamirungen mit viel Methode und Erfolg gemacht worden sind. Die Aethiopier überzogen die Verstorbenen mit einer Art durchsichtigen Harzes, welches glauben machte, daß sie die Verstorbenen in gläsernen Kisten eingeschlossen verwahrt haben. Die alten Perser hüllten sie in Wachs ein, die Scythen nähten sie in Säcke von Fellen, die Griechen und Römer wendeten mehrere Jahrhunderte hindurch die seltensten und kostbarsten Räucherwerks beim Einbalsamiren

en, doch alle diese unvollkommenen Arten waren nur Nachahmungen der Egypter.

Herodot ist der erste, der die Methode angezeigt hat, welche die Egypter befolgten, um die Leichname einzubalsamiren.

Es gibt in Egypten, sagt er, gewisse Menschen, welche das Gesetz mit dem Geschäfte der Einbalsamirungen beauftragt hat, und die es als Handwerk treiben.

Bei der kostbarsten Einbalsamirung gehen sie folgender Gestalt zu Werke: Zuerst ziehen sie das Gehirn durch die Nasenlöcher heraus, zum Theile mit einem gekrümmten Eisen, zum Theile durch Hülfe von Apothekerwaaren, welche sie in den Kopf hineinbringen; Hierauf machen sie einen Einschnitt in die Seite, mit einem schneidenden Stein aus Aethiopien, durch diese Oeffnung ziehen sie Palmwein. Hierauf füllen

sie die Bauchhöhle mit reinen, zerbröckelten Myrrhen, Zimmet und anderm Räucherwerk, doch Weihrauch ausgenommen; hierauf nähen sie sie wieder zu. Wenn dieß fertig ist, salzen sie den Körper, indem sie ihn siebenzig Tage lang mit Natrum bedecken. Nach Verlauf der 70 Tage waschen sie den Leichnam, und hüllen ihn ganz und gar in Stücken Streifen baumwollenen Zeuges ein, die mit Gummi bestrichen sind, dessen sich die Egypter gewöhnlich als Leim bedienten.

Diejenigen, welche den Aufwand vermeiden wollen, wählen diese andere Verfahrungsart. Man füllt Spritzen mit einer öhligen Flüssigkeit an, welche man aus dem Cederbaume gewinnt, und spritzt den todten Körper damit aus, ohne einen Einschnitt darein zu machen, und die Eingeweide herauszuziehen. Dann verstopft man den Leichnam; hierauf setzt man den Körper die vor-

geschriebene Zeit ein. Den letzten Tag läßt man die hineingespritzte Flüßigkeit herauslaufen; sie ist so kräftig, daß sie den Magen und die Eingeweide auflöst und mit herausbringt. Vom Natrum wird das Fleisch verzehrt, und nur noch Haut und Knochen bleiben. —

Die dritte Art ist nur für die Armen. Man injicirt den Körper mit einer Flüßigkeit und legt ihn siebenzig Tage lang in Natrum.

Ueber Heinr. v. Collin, Werner und Grillparzer.

Als Verfasser der dramatischen Nibelungen wird Hr. Dr. Herrmann unsern Lesern wohl schon bekannt seyn. Weniger jedoch dürften sie dessen Schrift: „Ideen über das antike, romantische und deutsche Schauspiel, 8. Breslau, 1820.“ kennen, da sie auf Privat-Subscription erschienen, und leider gar nicht in den Buchhandel gekommen ist. Wir sagen „leider,“ weil wir glauben können, daß sie sich, wie A. W. Schlegels Werk über dramatische

Kunst rc. in den Händen aller gebildeten Kunstfreunde befinden sollte. Die vielen Vorzüge, welche diese kleine Schrift sowohl in historischer als critischer Beziehung hat, aus einander zu setzen, ist in diesem Augenblicke nicht unsere Absicht. Wir wollen nur im Allgemeinen empfehlend auf sie hinweisen, und als Probe Einiges von dem ausheben, was der Verf. über die oben bezeichneten drei Dichter sagt. Die Schrift ist bereits vergriffen; doch steht zu erwarten, daß die gleichfalls auf Subscription verheißene zweite Auflage, trotz des Unglücks, welches den geschätzten Verfasser getroffen, bald erscheinen werde.

Ueber Heinr. v. Collin läßt sich unser Verf. also vernehmen: „Wenn auch seine Dramen mit Hinsicht auf äußere Form nicht immer tadellos sind, und ihnen mehr oder minder die gedrängte drastische Kraft zur theatralischen Darstellung fehlt, so schlie-

ßen sie dagegen andere überwiegende große Vorzüge in sich, nämlich: eine reiche, eigenthümliche Erfindungsgabe, eine kühne, sichere Zeichnung des Characters und eine Leben- und Blüthenfülle in den frischen Gestalten seiner regen Phantasie, und seines zarten poetischen Gefühls. Collins Geist hatte sich am Urquell der Antike gestärkt und berauscht, und seine dramatischen Gebilde: Regulus, Coriolon, Polixena und Balboa sind mit Anmuth, tragischer Würde und edler Einfachheit, mit Wahrheit und Haltung in der Characteristik und in der äußeren Form, mit einem reinen hohen Styl ausgerüstet. (Sein gemüthlicher Bruder, Matth. v. Collin, hat seine dramatische Bahn noch nicht vollendet und wir haben noch manches Treffliche von ihm zu erwarten.)"

Wernern nennt der Verf. „den einst so hochgepriesenen, jetzt, wie es scheint,

halbvergessenen.“ (Letzteres ist nun freilich nur Schein, denn nie war Werner, selbst seinen Standpunct als Priester und Kanzelredner hinweg gedacht, in lebhafterem Andenken, als jetzt, wenigstens bei uns im Oesterreichischen und im ganzen catholischen Deutschlande. Wenn er im protestantischen Theil desselben, der Wiege seines Dichterruhmes, nicht mehr der Hochgepriesene ist, so rührt es wohl von einem sehr partheiischen Grunde her.)“ Was ihn, sagt unser Verf., dem Norden entfremdete, ist theils seine Mystik, die oft freilich nur gar zu gesucht in seinen Dramen herrschte, theils sein Religionswechsel. Was die Mystik betrifft, so war es eine gewisse Secte Klärlinge, die ihr tiefsinniges Spiel von einer schiefen Seite ansahen, und darin Aergerniß fanden. Auf der andern Seite werden wohl die Wenigsten mit dem Verf. einverstanden seyn, wenn er die Kunegunde (folglich nicht die Söhne des Thales) für das Beste hält rc.

„Außer den Söhnen des Thales ist auch die Tragödie: der 24. Februar, ein in seiner Art vollendetes Drama, in einem einfachen, großartigen Style; ein Muster für das bürgerliche Trauerspiel.“

Bei Grillparzer kommt der Verf. natürlich gleich auf die „Eumenide Ahnfrau zu sprechen.“ Dieses Drama, sagt er, ist ein bunter blumenreicher Teppich (blumenreich ist hier wohl im compilatorischen, anthologischen Sinn nach Ideen und Sprache verstanden), dessen innerstes Gewebe mit glänzenden Goldfäden übersponnen ist. Werden nun diese Fäden zerlegt und getrennt, sieht man hinter ihnen aus einer hohlen Nische das Medusenhaupt, jenes schlangenhaarige Scheusal, hervor grinsen. In dem finstern, sternenlosen Hintergrunde liegt wie bei seinem Protyp, der Schuld, die Sünde als leidendes tragisches Fatum. „In der Sappho würdigt Dr. Herrmann die

Fortschritte des Dichters; „doch (sagt er) kann die allgemeine plausible Aufnahme eines Werkes im großen Publikum kein Richtmaß für den strengen Kunstrichter seyn. Sappho steht sowohl in Hinsicht der äußern Gestaltung, mit den reichen Bildern und Blüthen zartsinnigster Poesie ausgeschmückt, als auch an tragischem Gehalte dem ersten Drama desselben Verf. weit voraus rc. Fassen wir aber diese Tragödie in ihrem innersten Gewebe auf, so finden wir, daß ihr eigentliche tragische Tiefe, Hoheit und Adel der Gesinnungen, innere Größe und Wahrheit der Charactere fehlt." Phaon hält der Verf. für arg verzeichnet; er nennt ihn einen „Miserablen Menschen," und tadelt an der „hochgepriesenen, heilig begeisterten Dichter-Heroine," daß sie sich seinetwegen habe opfern mögen. „Nicht zu gedenken (fährt der Verf. fort), daß diese Tragödie auch nur entfernt ein Nachgesang sey des altgriechischen Drama, wie Göthes

Iphegenia oder Schlegels Ion; nein! sie ist ganz in anderer sentimentaler Sinn- und Denkweise gedichtet. Durch manche breite Erzählung und durch das Ausspinnen dichterischer Ideen hinkt die Handlung hier und da; wofür die blühende, bilderreiche Sprache nicht genügend entschädigt. Der fünfte Act dürfte wohl die Krone seyn rc. „In theatralischer Hinsicht räumt er ihr glänzende Vorzüge ein. — Also spricht unser Verf. von einem Dichter, der wohl in der That noch ungleich mehr „hochgefeiert“ wird, als man ihm dieses Epitheton beilegt, mit dem man heut zu Tage nur allzuviel Tand treibt. Diesem jungen Manne aber sogar Gemüth abzusprechen, wie solches jüngst im Hermes geschah, scheint ungerecht und beleidigend. In dieser Rücksicht wollen wir hier noch anführen, was Dr. Herrmann, der „jüngern deutschen Muse“ zum Hauptvorwurf macht, und worin alle Wohlgesinn-

ten ihm gewiß beistimmen werden. Der Grundstoff der romantischen Zeit (sagt er) und vor Allem jene Centralsonne: innere Religion, fehlen. — In diesen Worten liegt ein tiefer practischer Sinn. —

Bei diesem Anlasse können wir nicht bergen, daß es uns ungemein aufgefallen ist, den trefflichen und gediegenen Kunstmeister C. A. West nur so im Vorbeigehen berührt zu sehen. Daß der Verfasser seine hohen Vorzüge würdigt, versteht sich zwar von selbst; allein wir glauben, daß er mehr als mancher Andere eine analytische Vorführung verdient hätte. Der Verf. wünscht, West möchte bald „rüstig wieder an ein Werk Calderons oder Moretos gehen, und uns auf der Bühne damit beglücken."

Was die Zusätze betrifft, welche wir uns hier erlaubt haben, so sind wir durch

durch das persönliche Verhältniß mit dem liebenswürdigen Verf. überzeugt, daß er solche uns nicht übel deuten, sondern vielmehr als einen Beweis unserer Offenherzigkeit freundlich aufnehmen wird *).

---

*) Leider ist Dr. H. seitdem, seinem schönen Wirken und dem Kreise seiner Freunde, durch den Tod entrissen worden.

Kleineres Bunterley.

Erste Reihe.

Ein ächt brittischer Einfall war es, auszurechnen, wie viel Thaler C. M. ein englischer Pfennig (penny) Zinsen zu Zinsen geschlagen, von der Geburt Christi an bis zum Weinachtsabend 1815 betrage. Das Facit ist nicht weniger als:
365159202973034462916585362321900 76 Thaler. Dabei ist bemerkt worden, daß diese Summe in eine Kugel zusammengeballt, einen Durchmesser von 135335 geogr. Meilen, und 1039½ Fuß haben, und dem-

nach alle Planeten des Sonnensystems an Größe übertreffen müßte. Die ganze Erde würde, wenn sie selbst von Gold wäre, nicht zulangen, das Interesse jener Summe, auch nur für eine einzige Stunde zu bezahlen. Bei dieser spitzfindigen Berechnung ist jedoch die Kleinigkeit übersehen worden, die Zinsen selbst anzugeben.

Die erste privilegirte Buchdruckerei in Constantinopel wurde erst im Jahre 1718 errichtet. Mit ungeheuern Kosten ließen die Muselmänner zu Leiden Lettern gießen und die nöthigen mechanischen Vorrichtungen herstellen; allein es wollte mit der Sache nicht gehen. Die Erfindung eines Deutschen sollte auch in der Türkei durch einen Deutschen ausgeführt werden. Man ließ nämlich den Doctor Bachsträn kommen, der auch eine Anzahl Gesellen aus Deutschland mitbrachte. Diese Druckerei

war aber kaum in Ansübung gekommen, als sich von verschiedenen Seiten Unzufriedenheit äußerte, welcher Umstand außerordentlich einleuchtend ist. Wir wollen hier die intensiven Ursachen nicht berühren, sondern nur der Zahl von mehr als 6000 Abschreibern erwähnen, denen durch die Druckerei die Arbeit entging. (Zu neuerer Zeit sehen wir hinwieder durch die Zahl der Druckereien die der Abschreiber vermehrt, nur in einem andern Sinne), vergebens wurde verordnet, daß der Coran und sein Commentar nie gedruckt werden, und daher den Copisten bleiben sollten; die Unzufriedenheit währte fort, bis diese Druckerei nach 12 Jahren einging. Im Jahre 1784 wurde sie aber wieder hergestellt.

In dem Gedichte: „Childe Harolds Monitor,“ werden die früheren englischen Dichter mit Schmeicheleien, die französischen und be-

sonders die deutschen mit Maulschellen bedient. „Wie konnte doch, singt der Dichter, im kühnen England jene prosaische Zahmheit, welche nur für den deutschen Himmel paßt, Platz gewinnen? — Klopstock, du Fähnchenführer der trägen Bande, du schläfrige Drohne, hinsummend über Judas Land, schwerfällige Lieder mühevoll schnarchend, überladen mit Youngs Süßigkeiten, aber seiner kräftigen Würze mangelnd, erprasselnd dann und wann in bombastischen Schlüsselbüchsenschüssen: du bist es, dem wir zum Theil unsere aberwitzigen Gesellen verdanken.“ — Dieser poetischen Schimpfrede wird dann folgende in einer Note in Prosa zugestellt: Young war Klopstocks Lieblingsdichter. Hinc lacrimae! Daher seine düstere Empfindelei, durch einen widerwärtigen Ueberguß von deutscher Langweiligkeit noch gehörig verstärkt, oder vielmehr vergrößert. Aber der Engländer blendet seinen Leser immer fort mit plötzli-

chen Leuchtungen einer verborgenen Laterne. Nicht so der Deutsche; bei diesem ist es eine „solid substantial dulneſs," die du mit einem Löffel essen kannst. Seine wohlbekannte Schilderung des Donners „ten thousand pounder of the Almigthy" ist das Höchste des himmlisch und arithmetisch Erhabenen." — Diese Dialectik ist, ihrer Masivität nach, wohl ganz à l'Angloise, dem Geist nach aber von einem Britten sehr auffallend, da wir bisher gewohnt waren, unsere barbarische Literatur nur von den polirten Franzosen mit ähnlichen Schimpfaden beehrt zu sehen.

Ein Schmaus für arithmetische Micrologen (Micrologie ist für die löblichen Rechenkünstler eine Art unerläßlicher Pflicht) ist folgende Nachricht aus englischen Blättern. Nach der Autorität von Pater Caimon's Reisen gibt die Encyclopaedia

Britanica ganz ernsthaft die Zahl der Zwiebeln und des Knoblauchs, welche jährlich in Madrid verspeist werden, auf

95000000000000000000000000000015

Stück an, und fragt, welcher Kubik-Inhalt sich wohl ergeben möchte, wenn man jede Zwiebel u. s. w. zu 1 Kubik-Zoll annähme. Wir wollen es versuchen. — Die Erde kann zu 265404598080 Kubik-Meilen Inhalt in ihren festen Theilen geschätzt werden, jede Meile aber enthält 254538061056000 Kubik-Zoll. Folglich die ganze Erde an Kubik-Zollen 67507798962975780374480000. Sonach würden sich also die Kubikzolle jener Zwiebel-Masse zu den eben angegebenen ungefähr wie 67½ zu 950000000, oder etwa wie 1 zu 140000000 verhalten, und jene Hauptstadt jährlich 140000000 Erdgloben von Zwiebeln verzehren. Nimmt man die Bevölkerung Madrids zu 200000 Seelen an, so würde nach Pater Caimon ein völlig erwachsener Mann ohne große

Mühe jeden Tag ein paar recht artige Planeten verschlucken. Es hieße dann: „Bring mir einen Mars zum Frühstück, und schneide den Mond für den kleinen Don Diego an."

Meidingers französische Grammatik liefert einen frischen Beweis von der Machtlosigkeit der Critik. Im Anhange der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek Seite 411 liest man von competenter Hand: „Wer kennt nicht die Sudeleien eines Meidingers! Weder Vollständigkeit noch Richtigkeit, noch Bestimmtheit, noch lichtvolle Anordnung empfehlen seine Bücher. Oft sind seine Regeln nur halb wahr, oft ganz falsch. Seine Uebungen über dieselben sind geschmacklos, und mehrmals ganz sinnlos. Es ist uns nicht unbekannt, wie sehr seine elende französische Grammatik im Rufe steht, und wirklich häufig gebraucht

wird. Aber fragen möchten wir, wie ging es zu, daß ein so schlechtes Buch, welches von Fehlern aller Art wimmelt, konnte je empfohlen und überall so wohl aufgenommen werden? Ein Phänomen, welches wirklich unerklärbar wäre, fände man nicht die Ursache in der Unwissenheit so vieler Sprachmeister, Hofmeister und selbst Schulmänner. Doch brauche solchen Schofel, wer da will." — Und was geschah fort und fort? Diese „Sudeleien, schlechten Regeln, sinnlosen Uebungen, das schlechte Buch von Fehlern aller Art wimmelnd, solcher Schofel:" Alles dieses überwog weit die musterhaften, systematischen, reinrationellen Lehrbücher eines Mozin und Debonale. Warum? Weil letztere mit ihren Collegen nicht à la Meidinger der Bequemlichkeit und dem Schlendrian der Lehrenden und Lernenden schmeichelten in einer Zeit, wo bevorsteht, daß man noch die tiefesten Geheimnisse der Kantischen Phi-

losophie in Conversationsmodeln ausgießen werde. Daher geschah es auch, daß von der unseligen Sprachlehre des seit Kurzem seligen Meidinger eine viertel Million Exemplare ins Publicum kam, nämlich 34 Auflagen, jede 8000 stark, wobei wahrscheinlich nicht einmal die Nachdrücke mitbegriffen sind, die man wenigstens halb so hoch anschlagen könnte.

Deutschlands erste Literaturzeitung sind die Acta eruditorum. Gegründet wurden sie im Jahre 1680 von dem Professor Menke in Leipzig, nach dem Vorbilde des Journal des savans. Menke, um gute und verläßliche Mitarbeiter zu werben und etwas Tüchtiges herzustellen, unternahm eine Reise nach Holland und England. Sofort 1682 begann die Zeitschrift, welche nun mit Inbegriff aller Nachträge und Register 117 Bände ausmacht. Unter

der schlechten Redaction des Prof. Bel seit 1754 sanken die Acta. Der Jahrgang 1776 konnte erst 1782 erscheinen. Auf diese Acta gründete der umsichtige, gelehrte und regsame Nicolai seine deutsche Bibliothek, die in ihrer Art zum Aufschwung deutscher Gelehrsamkeit noch mehr beitrug, als jene.

Das Pergament (gegerbtes, in Kalk gebeiztes, eigens zubereitetes Hammel-, Kalb- oder Ziegenfell) hat seinen Namen von der berühmten altasiatischen Stadt Pergamus, nicht weil es dort erfunden, sondern verbessert, häufig verfertigt und ein höchst bedeutender Handelsartikel derselben war. Das Pergament war ursprünglich gelb; es weiß zu bereiten, verstand man zuerst in Rom, späterhin lernte man ihm auch die Purpurfarbe geben. Vor dem 6ten Jahrhunderte diente es zu Büchern, so wie

zu Urkunden das ägyptische Papier. In dem Anstücken des Pergaments zu längerem Textgebrauch waren die Juden vorzüglich geschickt; solche Leute hießen früher Glutinatores. Mit dem 8ten Jahrhundert riß die bedauernswerthe Gewohnheit ein, beschriebenes Pergament abzuschaben, um aufs Neue darauf zu schreiben, daher codex rescriptum. Hierdurch gingen natürlich viele der kostbarsten Manuscripte für die Wissenschaft die wichtigsten Aufbewahrungen verloren, obschon mancher solcher Codex durch die Geschicklichkeit und Geduld eines Aug. Mai, eines Aucher u. gerettet wurde. Es währte jene unselige Gewohnheit bis zum 14. oder 15. Jahrhundert; die Veranlassung war die Seltenheit des Pergaments. Als Gui, Graf von Nevers den Carthäusern eine silberne Lampe verehren wollten, baten sie, er möchte ihnen lieber Pergament schenken. — Die größte und kostbarste Sammlung von Per-

gament-Ausgaben besaß Mac-Carthy, laut dessen Versteigerungscatalog."

Was man heut zu Tage unter dem Worte Archiv versteht, nämlich einen Aufbewahrungsort für wichtige Urkunden und andere Schriften ꝛc. hieß bei den Römern tabularium, chartularium, graphiarium, sanctuarium, sacrarium, scrinium, oder camera, cimeliarchium; auch armarium, und öfters archivum selbst. Wo das erste Archiv angelegt wurde, ist nicht wohl auszumitteln. Die Juden bewahrten ihre bürgerlichen Gesetze und Uebereinkünfte im Tempel, die Griechen in dem zu Delphi und dem der Minerva zu Athen auf; die Römer hatten in den Tempeln des Apollo, der Vesta und im Capitol die Acten ihrer Friedensschlüsse und Gränzberichtigungen, ihre Jahrbücher und ähnliche Documente niedergelegt. Außer den

öffentlichen Archiven hatten die römischen Kaiser in ihren Palästen noch besondere, unmittelbar ihre Würde betreffende Archive. Man nannte diese sacrascrinia und theilte sie in die vier Fächer: 1) Denkschriften, 2) Briefe, 3) Bittschriften, 4) Beschlüsse. Auch die ersten Christen hatten Archive, und zwar in jeder Stadt und Gemeinde; allein die Kriege, Feuersbrünste und Verwüstungen aller Art haben aus den ersten vier Jahrhunderten nichts davon übrig gelassen. Frankreich besaß vom Ursprung seiner monarchischen Gestaltung an Archive; die Könige beschäftigten sich eifrig mit dem Sammeln von Urkunden und der Erweiterung der Palastarchive, welche die Entscheidungen der Concilien, die Gesetze der Prinzen und andere öffentliche und particulaire Actenstücke enthielten. Die Könige der zwei ersten Geschlechter und eines Theils des dritten, hatten, wie die römischen Kaiser zwei Gattungen Archive ambulatorische

(viatoria), und permanente (stataria). Daniel in seiner bekanntlich nicht sehr werthvollen Geschichte Frankreichs sagt, daß die Papiere der Könige und die öffentlichen Protocolle im Jahre 1194 von den Engländern weggenommen worden, wornach der jetzige Urkundenschatz nicht über Philipp August zurückreichen kann. Guerin, aus dem Orden des heil. Johann von Jerusalem, Bischof von Salens und Canzler dieses Fürsten hat das Verdienst, im Jahre 1410 der Erste wieder eine Urkunden-Sammlung angelegt zu haben. Carl des Großen Schreiber, Eginhard, sammelte die Archive Deutschlands. Nach Wagenseil sind die ältesten Gesetzurkunden in dem kaiserlichen Archive die von Friedrich III. aus dem 15. Jahrhunderte, wenn man nämlich die goldene Bulle Carls IV. ausnimmt. Unter Maximilians I. Ende des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts gewannen die Reichsarchive eine

festere Gestalt, und wurden mit mehr Sorgfalt erhalten. Permanente Archive waren das des Erzkanzlers zu Mainz, das des Vicekanzlers zu Wien, das der kaiserlichen Kammer zu Speier, unter dem Namen Gewölbe. — Details über die Einrichtung der Archive findet man in Lemoine's Diplomatique pratique, ou traité de l'arrangement des archives tresors des chartres. 4. Metz, 1765.

Folgendes ist die Uebersetzung der in neugriechischer Sprache verfaßten Schrift, welche Ali Pascha auf seinem (für den König von England verfertigten) Bildniß in der Hand hält: „Ich bin in der albanischen Landschaft Tabeleni geboren, von edler Herkunft und der Sohn eines Pascha. Mein Vater sowohl als meine Vorfahren haben dieser Gegend und ihren Bewohnern Dienste erwiesen und Hülfe geleistet. Beim Tode

meines Vaters war ich sechs Jahre alt. Da traten Freunde und Feinde und alle, denen mein Vater Wohlthaten erwiesen hatte, vereinigt gegen mich auf: wie grimmige Löwen wollten sie mich erwürgen, aber der Allmächtige, welcher mich zu langem Leben und zu einem glorreichen Daseyn bestimmt hatte, entriß mich ihren Klauen und schützte mich auch vor allem Unglück. Er hat mir nicht nur seinen Arm geliehen, sondern mich auch in den Stand gesetzt, durch kühne Kriegszüge meine Feinde zu überwinden und zu vertilgen, obwohl ich damals noch an vielen Dingen Mangel litt. Dadurch habe ich mich dem Willen Gottes gemäß zu solchem Ruhme emporgeschwungen, daß mein Herr und König mir große Ehre und ausnehmend reiche Schätze zugetheilt hat. Meine Nachbarn, die Franken, meinten, ich würde meinem König nicht gehorsam und unterthänig seyn; allein sie täuschten sich, und ich bin seiner großen Macht jederzeit gehorsam und

unterthänig gewesen. Nachdem ich die höchste Stufe der Ehre und des Reichthums erstiegen hatte, bestand ich den Kampf gegen alle meine Feinde, von denen ich die einen überwunden, und mit Feuer und Schwert verfolgt, die andern auf andere Weise bestraft habe. Ich habe ganz Albanien unterjocht, und über andere Landschaften mehr, deren einige von Franken bewohnt sind, die Herrschaft errungen. Ich habe die Bösewichter und Mörder vertilgt und ausgerottet, die Armen bereichert und die Reichen gedemüthigt. Wenn gleich mit unermeßlichen Reichthümern und Ehren überhäuft, war ich doch nie zufrieden, nie vergnügt, und nie hatte ich ihrer genug. Ich bin auf die Welt gekommen, habe ihre Herrlichkeit gesehen und bin verschwunden. Reichthümer und Ehre sind bei mir vorübergegangen! Ich habe deutlich erkannt, daß Alles auf der Welt Eitelkeit der Eitelkeiten sey.

Das fluchwürdige Höllengift Aqua Toffana hat seinen Namen bekanntlich von der Erfinderinn, welche Toffania hieß. Den Handel mit demselben konnte sie deßwegen so lange unentdeckt forttreiben, weil sie es mit der Addresse: Manna von St. Nicolaus von Bari verschickte. Solches geschah in kleinen platten Glasfläschchen mit dem Bildniß dieses Heiligen. Die Zollbeamten untersuchten nicht weiter, weil sie gewohnt waren, jährlich eine große Anzahl Fläschchen mit derselben Addresse passiren zu lassen, die ein wunderthätiges Oehl enthielten, das aus dem Grabe dieses Heiligen im Königreich Neapel triefte. Auch war die schändliche Giftmischerinn von vielen vornehmen Personen geschützt, und entging stets weitern Untersuchungen. Endlich aber erhielt der Vicekönig von Neapel um das Jahr 1709 davon Nachricht und befahl, das Weibsbild zu greifen. Es entwich aber und floh von einem Kloster in das andere. Gleich-

wohl ergriff man sie, trotz des Sträubens der Geistlichen, welche über Verletzung der Rechte des Klosterasyls klagten. Sie gaben aber nach, als man bekannt machte, Tofsania habe die Stadtbrunnen vergiften wollen. Auf der Folter gestand sie und gab alle ihre Abnehmer an. Auch sagte sie aus, daß sie noch Tags zuvor zwei Kisten ihrer infernalischen Waare nach ** gesendet habe. Diese fanden sich dort wirklich im Zollhause; doch wollte nun begreiflicher Weise niemand sich darum melden. Man begnügte sich damit, dieses teuflische Weib zu erdrosseln. — Nachrichten über das Aqua Toffania und mehrere seiner Opfer enthält unter Andern die allgemeine Welthistorie XXIII. 299; 323; Labats Reise nach Welschland VI. 33. L'espion devalisé, S. 97. Zu letzterem gibt der geistreiche Abbé Galiani einen Bericht, welchen man auch in Beckmanns Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen II. 4. Art.

schleichende Gifte, abgedruckt findet. Eine schauderhafte Begebenheit von einem Kaufmann, der seinen lebendigen Leichnam zum Behuf der Giftbereitung verhandelte, um seine Familie zu retten, habe ich in einem der ersten Hefte der „Vorzeit“ gelesen.

Dem Grafen Friedrich Mülinen Schultheiß zu Bern, Altlandamann der schweizerischen Eidgenossenschaft, einem der gelehrtesten, wirksamsten und glücklichsten Forscher in den Gebiethen der Geschichte, Literatur, Kunst und der ihnen verwandten Fächer gelang es, den wahren Verfasser jener Fabeln auszumitteln, die unter dem Titel: Edelstein, jedem Freund altdeutscher Poesie wirklich als ein Edelstein galten. Früher hatten Gellert, Gottsched, Bodmer, Breitinger rc. sich mit dieser Sammlung von Fabeln, die bekanntlich in altschweizerischer Mundart und

freien Reimen, dem Aesop, Avian und Romulus nachgebildet sind, eifrigst beschäftigt; der Name des Verfassers blieb aber dessen ungeachtet ein Räthsel, obschon geraume Zeit Johann von Rindenburg, auch Ringkenberg, welcher im Eingange einiger der vorhandenen siebenzehn Manuscipte vorkommt, dafür angesehen wurde. Der scharfsichtige Lessing, welcher auch diesem Edelstein seine Untersuchungen widmete, und unter Andern sich versucht fand, die Bamberger Auflage von 1461, die nur in einem einzigen Exemplare existiren soll, für das allererste Druckstück zu halten, drang auch hier durch, indem er Boner oder Bonerus als den Dichter erforschte. Lessing nahm an, dieser Boner habe in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geblüht, und späterhin Docen, dieser gelehrte, unermüdliche Custos der, was typographische Alterthümer betrifft, unermeßlich reichen Münchener-Centralbiblio-

thek, daß er in den ersten Decennien desselben gelebt habe. Graf Mülinen klärte endlich die Sache mit aller Bestimmtheit dahin auf, daß dieser Boner und der Prediger Ulrich Boner, welcher um das Jahr 1324 zu Bern als ein Mann von Talenten und Wissenschaft, Ruhm und Ansehen gelebt, eine und dieselbe Person gewesen. Diese Behauptung ist auch dergestalt nachgewiesen, daß nun kein Zweifel mehr obwalten kann.

Auch auf die Academia della Crusca sind des großen Schillers Worte: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten" anzuwenden, denn wollen auch neuere Sprachforscher die Verdienste dieser Anstalt schmälern, so wird sie doch immer und ewig den Anspruch behaupten, die berühmte zu heißen. Man weiß, daß ihre Absicht dahin ging, die ita-

lienische Sprache zu reinigen und zu vervollständigen, daher sie auch den Namen Crusca, Kleye, und zur Devise ein Mehlsieb wählte: il piu bel fior recoglie (es sammelt die schönsten Blumen). Die vierte Auflage ihres Wörterbuchs bei Dom. Mar. Manni, Florenz 1729—1738, 6 Bände in Folio, ist die vorzügliche. Der zweite Band erschien 1731, der dritte 1733, der vierte 1735 und 1736 die zwei letzten zugleich. Der sonst so sorgfältige Haym in seiner Bibliotheca italiana gibt irrig das Jahr 1732 an. Der spätere Neapler-Nachdruck, ebenfalls sechs Bände in Folio, ist incorrect und weniger schön. Ihr Wörterbuch hat die Crusca nach der Autorität einer großen Menge italienischer Werke bearbeitet, deren Autoren vom dreizehnten Jahrhundert an mit ausgezeichneter Reinheit und Eleganz geschrieben haben, und von denen ein Theil noch ungedruckt war. Die Sammlung der zu diesem Vocabu-

Jario verwendeten gedruckten Werke, wie man leicht ermessen kann, außerordentlich selten, besaß der angesehene Bücherkenner Crevenna; sie umfaßt nicht weniger als 307 Bände. Er gibt darüber in seinem berühmten Catalog, Band 6, Seite 206 eine Nachricht in drei Abtheilungen. Die erste enthält die bekannten, einzeln gedruckten Werke; die zweite die ungewissen und ganz unbekannten; die dritte endlich begreift Autoren, die ganz oder theilweise in dem Wörterbuche selbst citirt sind. — Die Academia della Crusca, auch Academia Furfuratorum genannt, wurde im Jahre 1582 gegründet. Gleich anfangs waren mehrere Widersacher gegen sie aufgetreten, weil sie, wenn auch mit den triftigsten Gründen, den schönen und edlen Muth hatte, das literarische Götzenthum anzugreifen, und die gedankenlose oder knechtische Nachbeterei zu bekämpfen: sie war gegen Tasso in die Schranken getreten. Das brachte nun die Masse eben

so sehr auf, als heut zu Tage diejenigen verschrieen werden, welche sich unterstehen, den nicht zu vergöttern, der den nämlichen Tasso so glücklich dramatisirt hat.

Es ist gewisser Maßen Zufall zu nennen, daß Casanova's Memoiren, aus denen man, nebenher gesagt, wohl ungleich mehr macht, als wirklich an ihnen ist, jetzt im Besitze der Literatur sind. Unmittelbar nach des Helden Hintritt brachte der sächsische Staats- und Conferenzminister von Marcolini das Manuscript derselben für die Summe von 3000 Thalern an sich. Es hält über 600 Bogen in Folio, in französischer Sprache ziemlich gleichförmig und deutlich geschrieben, und war in 10 Bände abgetheilt. Seitdem befand sich dieses Manuscript in den Händen der Familie des Herrn von Marcolini, welche es um den oben bemerkten Preis nicht gern ablassen

wollte, bis endlich der Herausgeber der deutschen Uebersetzung, welche von Wilh. von Schütz besorgt ist, es an sich kaufte. So erpicht auch die Franzosen auf Alles sind, was sich nur halbwegs zu Memoiren eignet, und so bereit sie auch seyn mögen, in dieser Hinsicht selbst Werke fremder Literaturen sich anzueignen, wie solches unlängst Benvenuto's Cellini Leben geschah, so steht doch dahin, ob sie sich über diesen Casanova anders, als etwa auszugsweise machen werden. Uebrigens hat der geistreiche Prinz de Ligne über Casanova Manches erzählt, was zur Ergänzung der nicht geschlossenen Memoiren dienet, z. B. über dessen Bekanntschaft mit dem Grafen Waldstein in Paris, wie oben zu ersehen.

Noch ist man nicht einig, soll man im Französischen nach alter Weise oi oder nach

Voltaires Manier ai schreiben. Voltaire trat der Erste öffentlich und mit Nachdruck für ai auf. Während er in Sirey bei der Marquise von Chatelet sich aufhielt, schlug er der französischen Academie vor, in ihrem Dictionnaire es für das oi zu adoptiren. Sie gab ihm zur Antwort, diese Rechtschreibung sey eine Unrechtschreibung, wenigstens sey sie unzureichend; es sey lächerlich, sagte sie, einen Mißbrauch an die Stelle eines andern Mißbrauchs zu setzen; das ai, bemerkte die Academie ferner, da es sechs verschiedene Laute hat, würde den Leser über die Aussprache dieser Sylbe doch immer in Ungewißheit lassen; endlich setzte die Academie hinzu, würde sie sich recht gern zu dieser Orthographie bequemen, wenn er statt ai das e annehmen, und also schreiben wolle: Anglés, francés, j'avés, j'aurés u. s. w. Am lebhaftesten sah sich Voltaire bei dieser Neuerung von Demarsais bekämpft; er beharrte [illegible]

bei seinem ai, und die Orthographie der Franzosen blieb nach wie vor oi. Allein seit dem Jahre 1804 hat man in den Pariser-Buchdruckereien allgemein Voltaires Schreibung angenommen, jedoch gestattet, daß man ai in Wörtern anbringt, wo oi lang ist, z. B. Hollandais, j'avais, Japonais etc. In Frankreich ist diese Rechtschreibung nun so gut als Regel; in Deutschland und anderwärts schreibt man dennoch meistens noch oi.

Die Alten schrieben nur auf die Eine Seite, so daß die Rückseite leer blieb. Diese Art war auch dermaßen eine Beobachtung der Höflichkeit, daß der heilige Augustin, da er einige Mahle dagegen gehandelt, sich deßhalb entschuldigt. Julius Cäsar mag der Erste seyn, welcher consequent beide Seiten beschrieb, und kann somit für den Erfinder der sogenannten Opisthographie gelten.

Die Siegel druckten die Alten unterhalb der Schreibseite, und die Briefe wurden wie man weiß, weder zusammengebogen, noch förmlich geschlossen, welcher Gebrauch wenigstens bis in das eilfte Jahrhundert hinaufsteigt, und erst seit dem heiligen Ludwig allgemein wurde.

Englands Guttenberg heißt William Caxton. Sein erstes und das erste in englischer Sprache erschienene Druckwerk ist die Sammlung der Sagen von Troyes. Caxton übersetzte sie auf Befehl der Gemahlinn Carls des Kühnen aus dem Französischen, wo sie unter dem Titel: Recueil des histoires de Troyes bekannt sind, und vollbrachte den Druck im Jahre 1471 zu Cölln. Der Druck erhielt Beifall, und Caxton fand sich ermuthigt, sich förmlich auf die Buchdruckerei zu verlegen. Er schaffte sich die nöthigen Requi-

fiten an, ging nach England zurück, und etablirte in der Westmünster-Abtei eine Officin. Er druckte dann im Jahre 1474 the game and playe of the Messe, welches das erste in England selbst erzeugte Druckstück ist. Als Uebersetzer und Typograph fuhr Caxton rüstig fort, bis er 1491, 81 Jahr alt, starb. Seine typographischen Arbeiten stehen jedoch gegen die Deutschlands weit zurück; seine gothischen Lettern sind verschnörkelt, überladen und geschmacklos, die Holzschnitte über allen Ausdruck häßlich. Caxtons Ausgabe des recueil des histoires des Troyes ist so selten, daß in der Roxburgischen Versteigerung ein sehr mangelhaftes Exemplar für 1000 Guineen erstanden wurde.

Die Marquise von Chatelet war auch von Seite wahrer Gelehrsamkeit Voltaires theure und würdige Freundinn.

Von ihrem Vater, dem Baron Breteuil, lernte sie latein, in welchem sie es mit der berühmten Madame Dacier aufnehmen konnte; noch stärker war sie in der Mathematik, ihrem Lieblingsstudium. Von Voltaire lernte sie während seines Aufenthaltes bei ihr in Cirey, in drei Monaten englisch, und disputirte mit ihm über Newton, dessen Principia sie in das Französische übersetzte, und mit einem algebraischen Commentar begleitete. Sie schrieb eine tiefsinnige Abhandlung über Leibnitzens System, correspondirte mit Wolf, und gab einen Tractat über die Natur des Feuers heraus, der von der Akademie der Wissenschaften den Preis erhielt. Was aber bei einer Frau mehr werth ist, als dieß Alles: sie war sehr schön, denn ihr Portrait, welches noch jetzt neben Voltaires Bette zu Ferney hängt, soll höchst getreu seyn, und dieß Portrait ist, nach meinem Dafürhalten, das Portrait eines Engels. Die

Marquise mag damals an die 40 Jahre gehabt haben.

Ein Schreiben des Italiäners, Jos. Zuccoli aus Sennaar vom 3. Nov. 1821 liefert merkwürdige Nachrichten über Ibrahim Pascha, Sohn des großen und glücklichen Reformators Aegyptens. Man ersieht daraus, daß dieser junge Mann seines ausgezeichneten Vaters vollkommen würdig ist, und einen zweiten Cambyses erwarten läßt. Zuccoli hat als Ingenieur bei Ibrahim Pascha's Heer Gelegenheit, ihn zu beobachten und Anlaß genug, ihn zu bewundern. Auf diesem merkwürdigen Zuge in das nordöstliche Africa befand sich die Armee, als jener Brief ablief, unterm 13° N. B., bestimmt bis zum 7. einzurücken. Bei Tage fand eine Hitze von 31—36° Reaum., des Nachts eine Kühle von 15 Statt, daher häufig Krankheiten entstanden.

Ibrahim Pascha selbst überwand nur durch die Geschicklichkeit seines Arztes Scotto die Gefahr, an der Ruhr umzukommen. Bereits im Besitze von Dougola, Sennaar und Caudosan, wendete sich Ibrahim nunmehr nach Figuella und Schellucht, Willens, noch weitere Eroberung im Innern Nigritiens zu machen. Zuccoli, welcher den Auftrag hatte, alle Gegenden des Armeezuges geographisch aufzunehmen, zählte bereits 180 größere und kleinere Cataracten im Nil, und entdeckte in Bruces Karte einen nicht unerheblichen Irrthum. Das kommt daher, weil Bruce hier nicht nach Selbstansicht aufzeichnete; er folgte da nur den Angaben der Einwohner, denen kaum bekannt ist, wo die Sonne auf- und untergeht, oder wo Süden und Norden sind. Auch die noch immer nicht genugsam bekannte Insel Meror hat Zuccoli vielleicht schon richtig bestimmt, indem er die, durch

die Flüsse Dender und Rahb, gebildete Erdzunge dafür hält; er entdeckte daselbst 45 mit Hieroglyphen versehene Pyramiden. Hier war es auch, wo er mit Herrn Caillanus und seinem Gesellschafter zusammentraf. Diese folgen einem andern, von des Ibrahim jüngern Bruder, Ismail Pascha, befehligten Heereszug, der den Zweck hatte, zu untersuchen, ob der weiße Fluß sich wirklich in einen großen Binnensee mündet und mit dem Nigerflusse verbunden ist. Mahomet Alis Entwürfe sind in der That kühn, aber wenn man seine bisherigen Erfolge erwägt, kann man weniger an dem seines Planes zweifeln, in Asien ein ausgedehntes und mächtiges Reich zu gründen.

Die Grube, in welche Joseph von seinen Brüdern gestoßen wurde, hat der

berühmte Reisende Burkhardt von Basel, dessen manche Zeitschrift schon öfter gedacht, auf seiner Reise nach Syrien gesehen. Sie befindet sich in der Gegend am Szoffad in einem Garten. Ihr Durchmesser beträgt etwa 3, ihre Tiefe über 30 Fuß. Es heißt, der Boden dieser Grube sey in den Felsen gehauen, sonst ist sie gemauert, und läßt kein Wasser eindringen. Dieser Umstand ist es hauptsächlich, warum man berechtigt ist, sie für jene Josephsgrube zu halten. Die Bewohner erzählen, die weißen Steine seyen von den Thränen, die Jacob beim Aufsuchen seines Sohnes vergoß, schwarz geworden. Diese Grube ist nicht nur für die Christen, sondern selbst für die Türken ein Gegenstand der Verehrung. Letztere haben eine kleine Kapelle dabei errichtet,

---

Manches alte Volk war schon nahe da-

bei, die Buchdruckerkunst zu erfinden. Unter den Spuren, welche sich z. B. bei den Römern zeigen, verdient auch deren Gewohnheit, Buchstaben in die Töpfergeschirre einzeln einzudrucken (daher man auch verkehrt angebrachte findet) berücksichtigt zu werden. Es hat auf diesen gewiß nicht gleichgültigen Umstand Wald in seiner Geschichte der Wissenschaften, und der gelehrte Stichauer in seiner Abhandlung über die römischen Denkmähler Baierns aufmerksam gemacht. Inzwischen darf man nicht vergessen, daß die Erfindung der Typographie diesen Römern wohl ziemlich unnütz gewesen wäre, da es noch kein Druckpapier gab. Von den Chinesen, diesem hochehrwürdigen Volke, über das man sich heut zu Tage, leichtsinnig genug, lustig zu machen pflegt, soll aber hier nicht die Rede seyn, da sie so viel Technisches bereits vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden anticipirt, und so manche Erfindung längst schon wieder ver-

gessen haben, mit denen die Europäer groß thun.

Die Verdienste, welche ein Petrarca, Boccaccio und die Mediceer um die Erhaltung und Ausbreitung der classischen Literatur haben, scheinen noch nicht gebührend anerkannt zu werden. Es wäre wohl eine dankbringende Aufgabe, diese Ansprüche in einem eigenen Gemählde herauszuheben, und somit anschaulicher zu machen, was unter Andern Roscores in seinem Leben des Lorenz von Medicis gethan hat, wo er ein musterhaftes Skelett liefert, was gleichsam nur ausgefüllt zu werden brauchte. Durch das Beispiel jener Männer geschah, daß man Urkunden- und Büchersammlungen mit dem Eifer unsers preiswürdigen Ang. Mai durchsuchte, daß dieses bei vornehmen Personen gleichsam mit zum guten Ton

gehörte, und eine Manuscriptensammlung unter die edelsten Auszeichnungen eines großen Hauses gehörten. Entdeckte ein solcher bibliographischer Columbus irgend eine classische Handschrift, so wurde dieser Fund der Eroberung eines Reiches gleichgestellt; nichts übertraf die Wichtigkeit solcher Acquisitionen. Ein einziges Factum möge es bewähren. Als Cosmus von Medicis mit dem Könige Alfons von Neapel im Kriege lag, fand jener einen Livius auf, und dachte groß genug, solchen seinem Feinde mitzutheilen, um seiner Wißbegierde eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Alfons war darüber entzückt, und durchlas das Buch, wiewohl sein Arzt, der es für vergiftet hielt, ihn abhalten wollte, mit dem glühendsten Eifer. Er war so empfänglich für dieß große Geschenk, daß er mit Cosmus Friede und Freundschaft schloß.

Serna-Santander in seinem Diction. bibliogr. gibt die Zahl der im 15ten Jahrhundert gedruckten Schriften auf 15000 an. Das ist aber gewiß um einige Tausend zu wenig, was Dr. Hain, der jetzt auf der Münchner-Bibliothek ein allgemeines Incunnabellexicon bearbeitet, deutlich einsieht. Darum ist es eher zu spät als zu früh, mit dem Jahr 1500 abzuschließen, hat auch der vielverdiente Denis bis 1510 gehen wollen. Ich meiner Seits erlaube mir zu glauben, daß man am besten mit 1480 aufhören soll, denn bis dahin ist das Wichtigste schon ziemlich erschöpft, wenigstens sind die andern 20 Jahre im Verhältniß von keiner großen Bedeutung mehr.

Zu einer critischen oder politischen Geschichte der Buchstabenschrift höchst wichtig ist wohl folgende Stelle in Platos Phädrus: „Ich habe (Worte des Socrates)

gehört, zu Naukratis in Egypten sey einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dessen Name Theuth geheißen. Dieser habe zuerst die Zahlen und Verhältnisse erfunden, dann die Meßkunst und die Sternkunde, ferner das Brett- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben. Als König von ganz Aegypten habe damals Thamus geherrscht; zu diesem sey Theuth gegangen, habe ihm seine Künste ausgestellt, und begehrt, sie möchten den andern Egyptern mitgetheilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und jenachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawider gesagt haben, welches zu weitläuftig wäre, Alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: Diese Kunst o König! wird die Aegypter weiser machen und

erinnerungsreicher, denn als Mittel für den Verstand und das Gedächtniß ist es erfunden. Jener aber erwiederte: O! kunstreicher Theuth! Einer weiß, was zu den Künsten gehört, ans Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, welches Verhältniß von Schaden und Vortheil es denen gewährt, die es gebrauchen werden. So hast auch Du jetzt als Vater der Buchstaben das Gegentheil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen, und Vernachläßigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von Außen vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtniß, sondern nur für Erinnerung hast Du Dein Mittel erfunden. Auch von der Weisheit vermagst Du Deinen Lehrlingen nur den Schein, nicht die

Sache selbst beizubringen. Denn indem sie nun Vieles gehört haben ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu seyn dünken, da sie doch größten Theils unwissend sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkelweise geworden, statt weise." — Und um wieviel triftiger sind diese weisen und tiefen Worte nicht auf das Buchdruckerwesen anzuwenden, besonders seit es mit dem gewissen Encyclopädismus so überhand genommen hat!! Die obige Uebersetzung ist von Schleiermacher (Platon, Theil I. S. 161.), wo aber nichts durchschossen ist wie hier.

Der alte Typograph Ant. Koburger in Nürnberg, von dem man schöne Ausgaben gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, vornämlich aus den 80er Jahren besitzt, hatte eine gar ansehnliche Druckerei.

Er beschäftigte 24 Pressen, und mehr als 100 Setzer und Drucker, auch noch sonstiges Nebenpersonale. Zu Lyon hatte er eine zweite Officin, und doch konnte er den vielen Bestellungen nicht Genüge leisten, bis er endlich in fremden Druckereien arbeiten ließ. Desto übler jedoch erging es seinen Collegen Schweinheim und Pannarz in Rom, die daselbst die erste Druckerei anlegten. Im Jahre 1472 klagten sie dem Pabst bitterlich, daß sie wohl 12000 selbst verlegte Bücher auf dem Halse, aber kein Brod hätten, mit den Schlußworten: Pater sancte! adjuvent nos miserationes tuae, quia pauperes facti sumus nimis! So erging es, weil man druckte und druckte, ohne den Bedarf vor Augen zu haben.

In der ersten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst waren die Correctoren Gelehrte, förmliche Gelehrte. Auf Correctheit

wurde mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit gesehen, daher denn die Correctoren einen feierlichen Eid ablegen mußten, keinen Druckfehler mit einschleichen zu lassen. Ganz insonderheit sah der gelehrte Buchdrucker Aldus in Venedig darauf. Er legte sogar eine Academie an, in der Hauptsache bestimmt, für Schönheit und Fehlerlosigkeit des Druckes zu sorgen. Plantinus in Antwerpen hatte stets wenigstens 6 Gelehrte des ersten Rangs als Correctoren; Bomberg in Venedig in seiner bloß hebräischen Druckerei, wo er über 200 Juden besoldete, 9 solche Gelehrte, alle reichlich bezahlt. Von solchen Sorgen weiß man heut zu Tage freilich nichts mehr; sie wären auch ganz überflüssig. — Auf einem ganz neuen Buche steht oben bei der Angabe eines einzigen Druckfehlers (man will behaupten, dieser sey das Buch selbst:) Errata.

Von einem der allerseltensten Bücher.

Selten ist entweder absolut oder relativ. So auch bei Büchern. Absolut selten sind jene, von denen nur eine geringe Anzahl aufgelegt; die, so unterdrückt, oder durch Zufälle zerstört worden. Der Werth der relativ seltenen temporisirt, localisirt und individualisirt sich *).

*) „Inter nunc et tunc, inter hic et illic, inter mihi et tibi, distinctio non est neg-

Eines der allerseltensten Bücher ist: Christianismi restitutio, hoc est totius ecclesiae ad sua limina vocatio, in integrum restituta cognitione Dei, fidei Christi, justificationis nostrae, regenerationis baptismi, et coenae domini manducationis, restituto denique, nobis regno coelesti, Babylonis impiae captivitate soluta, et Anti-Christo cum suis penitus destructo. Viennae Allobrogum *), 1553 **). Es ist ein Groß-Octav-Band; hat 734 Seiten, und 1 Blatt Druckfehler.

---

ligenda" sagt Vogt in der Vorrede zu seinem Catal. libr. rar.

*) Vienne in der Dauphine.

**) Roche, Vogt, Sandius, Niceron, Osmont, Buddäus, hist. theol., selbst die Genfer-Ausgabe der Encyclopädie, selbst Chossepié und Allwoer-

Der Verfasser dieses anonym erschienenen Werks heißt: Michael Servet (sonst Revés). Er war im Jahr 1509 zu Villanueva in Arragonien geboren, längere Zeit Professor der Medicin, und ausübender Arzt in seinem Vaterlande.

Servets Schriften wurden, wo man deren nur immer habhaft werden konnte, vernichtet, viele mit dem Autor zugleich verbrannt. Am vollständigsten gelang dieß bei dem oben angeführten Werk, das nur einige Monate vor des Verfassers Hinrichtung erschienen war.

Man kennt nur zwei Exemplare, nachdem man lange Zeit der Meinung gewesen, daß nur ein einziges existire. Dieses war aus den Händen des englischen Doctors Ri-

---

den in Servets Leben, haben alle den Titel falsch.

chard Mead in den Besitz des Secretairs der Akademie der Inschriften, Deboze zu Paris, gekommen. Nach dessen Tod brachten Boutin, ehemaliger Finanzintendant, und der Präsident de Cotte, seine Bibliothek an sich. In der Theilung kam der unicus Phoenix an den Letztern. Debure (Bibliographie Vol I. pag. 418.) meint, dieses merkwürdige Buch sey ehemals in der Büchersammlung eines Prinzen von Hessen-Cassel gewesen; der Prinz Eugen von Savoyen habe bei seiner Reise durch Cassel darnach gefragt, aber es habe sich nicht vorgefunden, sey auch lange Zeit verschwunden gewesen; und schließt daraus, daß es das nämliche Exemplar sey, von dem nun der Präsident de Cotte der Besitzer geworden. Dem sey nun, wie ihm wolle, dieser verkaufte es an Gaignat sehr theuer. Bei der Versteigerung von dessen reichem Büchercabinet, im Jahr 1769, ward Servets Werk für die Bibliothek des Herzogs von

Lavalliere, und zwar um dreitausend achthundert und zehn Livres erstanden, dann bei der Licitation dieses Herzogs im Jahr 1784, um 4120 Livres acquirirt. Von wem? Darüber finde ich in keinem Bibliographen Notiz. Genug, es befand sich laut Peignot (Essai de curiosités bibliogr. p. 108) im Jahr 1804 in Paris, und ist wohl wahrscheinlich noch dort. Das Exemplar — (dem 6 analoge Tractate beigebunden sind) ist am Anfang und in der Mitte von der Fäulniß ziemlich beschädigt, selbst die Druckcolumnen sind angegriffen, doch ist der Text nicht gestört. Eingeschrieben ist, wie Denis in den Lesefrüchten (Band II. S. 195) sagt, der Name Colladons, eines der Richter des Servet.

Die Behauptung des Richard Simon, des Abbé Artigny sowohl, als auch des Placcius und der Verfasser der Encyclopädie, daß außer diesem Exemplar

noch 2 oder gar 3 existiren, gründet sich nicht auf Autopsie, ist demnach eine bloße Meinung und verdient keine Autorität.

Das einzige, welches man nächst dem Pariser Exemplar noch kennt, befindet sich unter den Schätzen der Wiener Hofbibliothek. Es ist besser conservirt als jenes. Peignot (am angef. Ort.) sagt: „Das Exemplar, welches ich hier citire, gilt für das einzige, indeß hat man uns versichert (?), daß noch eines in der kaiserlichen Bibliothek existire, das besser erhalten sey, als das Pariser." Und das ist der nämliche Peignot, welcher in seinem kurz zuvor erschienenen Dictionaire raisonné de Bibliologie (Supplement pag. 69) bei der Namhaftmachung der Seltenheiten der Wiener Hofbibliothek, von Servets Buch anführt: „Ich glaube, daß dieß das nämliche sey, womit der Graf de Laky (soll heißen Teleky) dem Kaiser Joseph

II. ein Geschenk machte, der ihm dann einen Solitär, von 10000 Gulden im Werth, dafür gab; man kennt nur zwei Exemplare dieses Werkes, das, von dem hier die Rede, und ein zweites, welches zu Paris, aber minder gut conservirt ist." — Eine seltsame Inconsequenz! Indeß, wer viel schreibt, sonach zum Nichtvergessen beiträgt, mag auch das Vorrecht haben, zuweilen selbst Etwas zu vergessen. Auf dem ersten Blatte des Wiener Exemplars ist geschrieben: Danielis Márkos Szent-Jvani Transilvani-Hungari, Londini 1665 die 13. Maji; dann von einer andern Hand: Num. Michaelis Almasi futuro Episcopo dandus. — Dieser Almasi war im Jahr 1716 der 142ste Superintendent. —

Der erwähnte Doctor Mead hatte den ächt brittischen Einfall, von Servets Buch ein einziges Exemplar nachzudrucken; doch führte er ihn bloß bis pag. 252 aus.

Die Piece ist ohne Titel und der Rest des Textes geschrieben. Sie ist in 2 Quartbänden, und wurde zu Paris in der Auction des Meyzieu um 425, dann in der La Vallièreschen um 1700 Franken erstanden. (Brunet manuel du libraire II. edit. Vol. I. pag. 307). Späterhin, im Jahr 1791, veranstaltete Murr in Nürnberg (ohne Zweifel durch eine Verbindung mit Paris) eine mit dem Original möglichst gleichförmige Auflage, die jedoch in der Zeilenzahl abweicht, sonst in den Columnen übereinstimmt. Layen können getäuscht werden. Am Ende des Werkes ist die neue Jahreszahl, aber so klein angebracht, daß man sie nur bei genauer Besichtigung nicht für eine Art Schlußlinie hält.

In der Geschichte der Arzneiwissenschaft gebührt dem Servet eine ehrenvolle Erwähnung. Die rechte Theorie des Blutumlaufs rührt von ihm her. (Origine des

decouvertes attribuées aux modernes, Tom. II. pag. 17.) Boerhave und Haller irrten, glaubend, daß die Passage in Servets Werk: De trinitatio erroribus, nicht in dem obigen enthalten sey; sie kommt da im 5ten Buch der ersten Abtheilung vor. Debure (a. a. O.) gibt einen Auszug dieser Passage.

Servets Tractate: De trinitatis erroribus libri VIII. anno 1531, und de trinitate dialogorum libri duo etc. 1532 (Klein-Octav) (sine loco), wie Debure glaubt, zu Basel auf Kosten des Autors (ja wohl auf seine Kosten!) *) gedruckt, sind außerordentlich selten — (excessivement rare, sagt Peignot in seinem Dictionnaire des livres condamnés au feu, Tome II. pag. 121.)

---

*) Klotz de libris auctoribus suis fatalibus. 8. Lips. 1761.

Beide gehören zusammen, doch kommt noch eher das erste als das zweite vor. Sie wurden mit einander bei Gaignat um 605, bei La Valliere um 700 Franken verkauft. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts druckte man beide in Deutschland ungemein täuschend nach. Von Kennern wird das Original vom Nachdruck durch das Abtheilungszeichen des Wortes Trinitatis unterschieden. Bei Ersterem ist es schräg: Trini //, bei Letzterem parallel: Trini =. Dasselbe findet bei dem zweiten Tractat statt. Bemerkenswerth ist, daß der sonst so genaue Brunet gerade das entgegengesetzte Criterium angibt. Der Nachdruck ist etwa 25 fl. werth. — Von dem ersten Tractat hat man eine holländische Uebersetzung von 1620 in Quarto.

Servet hat unter Andern curiose Anmerkungen zu der Bibel des Pagnini; einen interessanten Aufsatz über Syrup:

ratio syruporum; und treffliche Noten zu der lateinischen Uebersetzung des Ptolomäus (unter dem pseudonymen Namen Villanovaro) geschrieben, die man deßwegen in den Ausgaben von Lyon 1535, und Wien 1541 (diese hat Brunet nicht) vorzüglich schätzt.

Großbrittaniens Adel, Titel ꝛc.

Das Werk des Herrn Cottu: De l'administration de la justice criminelle en Angleterre, et de l'esprit du gouvernement anglais, Paris 1820, enthält über Titel, Adel ꝛc. in England, folgende merkwürdige Angaben. Die Engländer erkennen bloß die Mitglieder des Oberhauses und ihre Aeltesten zur Pairschaft berufenen Söhne als Adelige, Noblemen an. Selbst die letztern haben nicht einmal das Recht, den Titel Lord anzunehmen, und wenn man ihnen solches gibt, so ist es bloß

aus Höflichkeit, und er wird von Rechtswegen nicht anerkannt; sie werden in den Gerichtshöfen bloß bei ihrem Familien-Namen genannt, zu welchem man hinzufügt: gewöhnlich Lord N. N. genannt (commonly called lord....)

Wenn ein Mitglied des Oberhauses mehrere Titel hat, und er zugleich Herzog, Marquis und Graf ist, so fallen diese Titel der Reihe nach seinem Sohn, seinem Enkel und seinem Urenkel zu. Seine jüngern Kinder haben bloß das Vorrecht, ihren Familiennamen das Wort honorable hinzuzufügen. Allein die jüngern Abkömmlinge seiner jüngeren Söhne führen bloß ihren Familiennamen. Es gibt auch Titel, die der Nichtadelige, unter der Klasse der Commenors (Gemeinen) begriffenen Bürgerlichen, diese Titel sind erblich, andere persönlich. Der einzige Titel Baronet ist nach dem Lordstitel erblich, er wird vom Könige den=

jenigen Bürgerlichen, die dem Staate in irgend einer Laufbahn Dienste geleistet haben, ertheilt. Dieser Titel gehet bloß auf den ältesten Sohn über, und die jüngern haben keine besondere Bezeichnung. Die andern Titel sind nur persönlich. Der erste, nämlich Knight (Ritter) wird auch vom Könige bewilligt, entweder aus eigenem Willen oder auf besondere Anfrage. Der zweite, nämlich Esquire wird im Allgemeinen allen Grundeigenthümern, als auch Advocaten, Aerzten, Banquiers, Großhändlern und dergleichen mehr zugestanden. Nur die Frauen der Baronets und der Knights können von Rechtswegen den Titel Lady führen. Alle anderen Bürger sind Gentlemen, welches soviel bedeutet als das französische Monsieur, und diese Benennung wird sogar dem gemeinen Volke gegeben, wenn es zur Zeit der Wahlen öffentlich angeredet wird.

Diese Rangordnung, so wie die, wel-

che aus öffentlichen Aemtern entstehen, sind durch ein Reglement festgesetzt, welches mit der größten Genauigkeit, selbst im Privatumgang beobachtet wird, und allen Differenzen, die aus persönlichen Angriffen entstehen könnten, vorgebeugt. Es gibt dieses Reglement den ganzen Gedanken des Gesetzgebers und den geheimen Beweggrund zu erkennen, der ihn veranlaßte, nur im Interesse des Gesammtwesens, und nicht im Interesse der Familien, Auszeichnungen zu begründen.

Keiner der von mir angeführten Titel gewährt an sich selbst weder pecuniäre, noch Ehren-Privilegien. Es sind indeß in England noch einige Spuren der Feudalrechte vorhanden. Diese sind aber entweder den Personen eigen, nicht im Ergebniß der Geburt, sondern hängen bloß dem Boden an, und gehen mit diesem in den Besitz des Käufers über. Diese privilegirten Lände-

reien heißen Mannors, und die, welche solche besitzen, Lords of the Mannor. Die denselben zustehenden Gerechtsame hängen von der Art der in dem Mannor einclavirten Besitzungen ab, und sind mehr oder weniger ausgedehnt, je nachdem diese Besitzungen Freeholds oder Copyholds sind. Die Freeholds sind Besitzungen, deren ehemalige Eigenthümer persönliche Grundbesitzer waren, für die sie aber dem Lehnsherrn huldigen mußten. Diese Besitzungen mußten den Lehnsherren einen Grundzins, im Werth von ein bis zwei Schillinge, quite rent genannt zahlen; und diese Abgabe wird noch heut zu Tage dem Lord des Mannors vom Besitzer des Freeholds gezahlt, der aber übrigens keiner andern Servitut in Bezug auf Jagd, Fischerei und dergleichen mehr unterworfen ist.

Die Copyholds sind Besitzungen, welche ursprünglich dem Herrn des Mannors

selbst angehört haben und von ihm unter gewissen Bedingungen, die gleichsam den Preis derselben ausmachten, abgelassen worden zu seyn scheinen. Der Name dieser Besitzungen entsteht daher, weil das Document der Ablassung in die herrschaftlichen Protocolle eingetragen ward, und der Inhaber (tenant) nur eine Abschrift davon hat, die bei jeder Veränderung des Besitzers erneuert werden muß. Die Bedingungen der Ueberlassung sind nach den Gebräuchen jedes einzelnen Mannors verschieden.

Zur Literatur der „Ana.“

Man weiß, daß „ana“ als Suffixum oder Anhängsel eines Hauptwortes, eine Sammlung von Anecdoten, kleinen Zügen, Gedanken, Aussprüchen, Einfällen, Maximen u. dgl. bedeutet, z. B. Schilleriana (oder Anecdoten, Characterzüge ꝛc. aus Schillers Leben). So bezeichnend das Wort Ana auch immer erscheinen mag, hat doch der gelehrte und überall tief eindringende Bibliograph Ebert *) es nach seinen ver-

*) Ersch-Grubersche Encyclopädie, 3. Band. Art. Ana.

schiedenen Bedeutungen classificirt, und unter folgende 6 Rubriken gebracht: „1) Einzelne biographische Züge und Anecdoten von Gelehrten, und merkwürdige Einfälle und Aeußerungen derselben, aus ungedruckten und mündlichen Nachrichten gezogen; 2) Anecdoten und Einfälle von andern berühmten, durch Rang oder ausgezeichnete Thaten und Talente interessirenden Männern (wohl auch Frauen, oder gar Kindern, daher besser im Allgemeinen: Personen); 3) Pasquille und Satyren; 4) Auszüge und Chrestomathien aus bereits gedruckten Werken berühmter Schriftsteller; 5) Sammlungen verschiedener noch ungedruckter Schriften und Aufsätze eines Schriftstellers, und 6) Sammlungen über besondere Gegenstände und Vademecums.“ Unter dieser letztern Rubrik sind nun auch Beziehungen auf lediglich Sachen, auf alles nur Denkbare, Miscellen ꝛc. zu verstehen. Daß bei den ersten 2 Classen dieser Eintheilung, was die Benutzung

betrifft, ein gerechtes Mißtrauen und beson- dere Behutsamkeit zu empfehlen sind, da gar manches Unverbürgte oder Fingirte und sonst Erfundene mit unterläuft, leuchtet von selbst ein.

Woher ist nun aber dieses so characteristische Wörtlein entstanden; und wie verhält es sich mit seiner Etymologie? Peignot, dieser bei all seiner gewissen Flüchtigkeit doch äusserst schätzenswerthe Bibliograph fragt, ob man das Wörtlein Ana nicht als ein Diminutiv des Wortes Anecdota betrachten könnte *)? Hiernach wäre also z. B. Menagiana so viel als Menagii anecdota rc. Die zweite, gegründetere Meinung ist, daß dieses Anhängsel das sächliche Adjectiv im Plural bedeutet. Auch kann das Haupt-

*) Repertoire de bibliographie speciale. gr. 8. Paris 1810, welchem wir hier im Wesentlichen folgen.

wort verba oder miscellanea darunter ver-
standen werden, also statt verba Mena-
giana, oder miscellanea Menagiana: „Me-
nagiana.“

Vor dem 17ten Jahrhundert war das
Wörtlein Ana noch unbekannt. Die Ana
verdanken den Franzosen ihren Ursprung
und ihre Blüthe und Fortpflanzung. Das
erste Buch dieser Art ist die Scaligerana, daher
wir berichten wollen, was wir davon wis-
sen. Sie wurde von Joh. und Nic. Vas-
san compilirt; diese schrieben ohne Wahl
und Prüfung Alles auf, was sie den be-
rühmten (Jos. Just.) Scaliger sagen
hörten. Die Sammlung kam durch meh-
rere Hände an Daillé, der sie 1663 um-
schrieb und in alphabetischer Ordnung brachte.
Isaak Voß schrieb sie wieder ab, und
ließ sie 1666 mit dem Druckort Genf zu
Haag drucken. Die Sprache dieser ersten,
nun schon selten gewordenen Edition ist ein

buntes Gemisch von Französisch und Latein. Wer Neigung hat, noch mehr zu erfahren, suche zu lesen, was Leubscher zu Würtemberg im Jahre 1695 in seiner kleinen Dissertation: Historia Scaligeranorum berichtet. Auch die Ducatiana (welche gleich erwähnt werden soll) enthält manche Erinnerungen hierüber.

Alsbald nach der Scaligerana erschien 1664 Perroniana, darauf 1669 Colomesiana, 1691 Sorberiana, 1693 die berühmte Menagiana, die allein Stoff zu einem langen, jeden Gelehrten und Bücherfreund vielfach ansprechenden Aufsatz gäbe, weßhalb wir gedenken, ein anderes Mahl auf sie zurückzukommen. Die Lesewelt fand an diesen Ana, wiewohl es sich meist noch immer um wissenschaftliche Gegenstände handelte, viel Geschmack, bis er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus Uebersättigung abzunehmen an-

fing. Allein gegen den Anfang des jetzigen Jahrhunderts zu, erwachte die alte Liebhaberei nur um so lebhafter in Frankreich. Den Franzosen folgten, obgleich nur so beiläufig, auch die Holländer, Deutschen und Dänen; nur die Italiäner und Spanier gingen nicht darauf ein und haben auch jetzt noch keine solchen Ana aufzuweisen.

Wir lassen jetzt die Reihe jener Ana folgen, welche uns in diesem Augenblicke bekannt sind: Addissoniana (in englischer Sprache), 2 V. Lond. 1804. — Albuconiana, Par. 1789. — Alexandrana (russischer Kaiser), Par. 1818. — *** ana (Aflainvaliana), 4 Part. Par. 1730—32. — Angotiana, 7.éd. Par. 1803. — Anonymiana, Par. 1700. — Antimenagiana, Par. 1693. — Arlequiniana, Par. 1694, 1735, 1801. — Arnouldiana, Par. — Asiniana, Par. 1801. — Atterburyana,

Misc. by the late bishop of Rochester etc. Lond. 1679. — Balourdisiana, ou aneries revolut. Par. 1801. — Bievriana, Par. 1799 und 1800. — Boloeana ou bons-mots de Boileau. Amst. 1742. — Bonapartiana, 2 V. Par. 1801 (dann noch mehrere spätere). — Borboniana (Nic. Bourbon betreffend) 2 V. Par. 1751. — Boxiana (engl.) Lond. 1815. — Brookiana (engl.) Lond. 1805. — Brunetiana, Par.; schon über 16 Auflagen. — Burdettiana et Mainwaringiana (engl.) Lond. 1804. — Brumanniana. Amst. 1710. — Carpentariana (Charpentier betreffend). Par. 1724 und Amst. 1741. — Casauboniana (latein.) Hamb. 1710. — Casanoviana 1ster Band. Leipzig, 1823. — Chamfortiana, Par. 1800 und 1802. — Chateaubriandiana, Par. 1821. — Chevraeana, 2 V. Par. 1697—1700 u. Amst. 1770. — Christiana ou recueil de maximes etc. du Christianisme, Par. 1801. — Colomesiana, Par.

1669. — Comediana, Par. 1801. — Conringiana (latein.) Lips. 1719. — Cordeliana (Corbeil). Amst. 1698. Amst. 1738. Sehr schätzbare Sammlung, die viel Merkwürdiges enthält. Es kommen Anmerkungen und Ergänzungen zur Menagiana, Peroniana, Thuana, Scaligerana, Valesiana, Chevraeana und Poggiana, zu Bayles Dictionnaire, Cricriana, Paris 1801. den epist. obsc. vir., zu den Mémoires de Comines etc. vor. — Cravatiana, Lond. (Par.) 1823. — Cravatiana, Ilmenau 1823. — Cronvelliana, Fol. 8. Lond. 1810. — Daemoniana, Par. 1821. — Diterotiana, Par. 1810. — Ducatiana, 2 Vol. — Dutensiana, Par. 1808. — Encyclopaediana, Par. 1791. Encyclopaediana, ou l'abeille de Mont-Martre, Par. 1801. — Facetiana, Par. 1816. — Feminoeana, ou la langue et l'esprit des Femmes. Par. 1801. — Fontenelliana, Par. 1801. — Furetiriana, Lyon 1696. — Gasconiana, Par. 1801. —

Gastronomiana, Par. 1809. — Genlisiana, Par. 1821. — Grivoisiana, Par. 1801 u. 1807. — Grobianus, Grobiana, Francof. 1552. — Gundlingiana, Halle 1735. — Harpagoniana, Par. 1801. — Henriana (Heinr. IV.) Par. 1801 u. 14. — Herberiana, Hamb. 1811. — Huetiana, Par. 1722. u. Amst. 1723. — Jocrissiana, Par. 1801. — Ivrogniana, Par. 1804. — Kotzebueana, Hamb. 1809. — Linguetiana, Par. 1801. — Longueruana, 2 V. Berl. (Par.) 1754 u. 3 Thle. Par. 1773. — Ludoviciana (Ludw. XVI.) Par. — Maimoniana, Berl. 1813. — Maintenoniana, Amst. 1773 und Mons. 1710. — Malesherbiana, Par. 1802. — Mannagettiana, Vind. 1768. — Maranzakiniana 24. (Par.) 1730. — Marcelliana (latein.) Gött. 1730 — 1794. — Matanasiana, 2 V. Haye, 1740. — Maupeouana, 2 V. (Par.) 1775. — Maupertuisiana, Hamb. 1753. — Menckiana, Hag. Com. 1742. — Melanchthoniana (latein.) Bas.

1562. — Menagiana, in mehreren Ausgaben, lateinisch und französisch. Die erste lateinische, von Galland und Goulley zu Paris, 1693, 1stes Bändchen in 12.; eine andre französische von Goulley, mit Vermehrungen von Faydit, 2 Bändchen in 12. Paris, 1694; eine dritte ebenfalls französisch, herausgegeben von la Monnoye, 4 Bändchen in 12. Paris, 1715 (diese ist die beste Ausgabe); eine franz. 4 B. 12. Amsterdam, 1716 (sehr schön ausgestattet; der 3te und 4te Thl. gehört ganz dem la Monnoye an); dann noch mehrere andere neuere franz. in 4 Bändchen 1719, 30, 54 ꝛc. — Menkeniana, Lips. 727. — Mer... ana, ou manuel des Ch... Par. 1806. — Molierana, Par. 1801. — Mooriana (den Dr. Joh. Moore betreffend) (engl.) 2 V. Lond. 1803. — Mooyerana (holländisch), Amst. 1699. — Müllneriana, 2 Hefte. Leipzig, 1820. — Nain-jauniana, Brux. 1817. — Napoleana

Heft 1—3. Leipzig 1824. — Naudaeana et Patiniana, Par. 1701 et Amst. 1703. — Neckeriana, Par. 1798. — Omniana. Par. 1801. — Orientaliana, Par. 1708. — Oxoniana, 4 V. Lond. 1807. — Panagiana-Panurgica, Haye, 1750. — Pantalo-Phebeana, 3. éd. Amst. 1722. Parisiana, Par. 1816. — Parrhasiana et Causaboniana, 2 V. Amst. 1699. — Parrhasiana, 2 V. Amst. 1702 (dieß ist die bessere Ausgabe). — Perroniana, 1667 und Genevae (Hag. Com.) 1669. — eine andere in demselben Jahr Col. Agr. (Rothomag.), eine dritte 1691 zu Rouen unter dem Druckort Cölln, von 1694. — Pironiana (Par.) 1801. — Plagiariana, Amst. 1755. — Poggiana, 2 V. Amst. 1720. — Poissardiana, (Par.) 1756. — eine andere Par. 1802. — Polissoniana, Amst. (Rouen) 1722 et 1725. — Revolutiana, Par. 1801. — Rousseana (J. J. Rousseau) Par. 1810. — Rousseliana, Par. 1805. — Saint-

Evremoniana, Amst. 1701. — Eine andere, Rouen, 1710, und 2 V. Amst. 1750. — Santeuilliana, Haye, 1707, — dann Haye, 1710, 2 V. Par. 1723. — ferner unter dem Titel: Vie et bonmots de S., Col. 1738 und 2 V. Col. (Par.) 1742. — Santoliana, Par. 1754, und wieder Par. 1801. — Scaligerana, lateinisch, erste Ausgabe in 8. zu Haag 1666, worüber am Eingang dieses Aufsatzes ein Näheres vorkommt; eine zweite auch lateinisch, Col. (Rouen) 1667; dann Hagae Com. 1768. — Lugd. Bat. 1668, alle latein.; — Prima Scaligerana etc. Groningae 1669 (hier ist zu merken, daß diese erste eigentlich die zweite, da die Scaligerana gewöhnlich nicht nach der Zeit der Drucklegung, sondern nach der inneren Vollständigkeit unterschieden werden); eine andere Ultraj. 1670 in 4., dieselbe in 8., ebendaselbst, dem Titel nach aber zu Rouen, 1671; — Scaligerana, französ., wie alle hier noch folgenden, Amst. 1695. Col. 1695;

Scaligerana Thuana, Parroniana, Pithpeana et Colonesiana (französisch), 2 V. Amst. 1740. (Die beste und gesuchteste der Scaligerana.) — Scaramucciana, Par. — Scarroniana, Par. 1801. — Schilleriana. Hamb. 1809. — Schurzfleischiana, (lat.) Vittemb. 1729. — Ségraisiana, Haye (Par.) 1722 und Amst. 1723. — Seldeniana (engl.) 2. éd. Lond. 1696 (trägt zwar nicht den Titel Ana, ist aber unter diesem Namen bekannt); mehrmals nachgedruckt; zu Amsterdam mit dem Impressum London, 1716, zu London, 1789 ꝛc. — Sevigniana, Grigran (Par.) 1756, ebend. 1768, Auxerre, 1788, 2 V. Par. 1603. — Sorberiana, Toulouse, 1691 und Par. 1694, dann latein. Par. 1694; soll auch noch eine Pariser 1695 existiren. — Staëliana, Par. 1821. — Struiana. 2 T. Gött. 740. — Suhmiana (dänisch) Copenh. 1799. — Swiftiana; (engl.) Lond. 1807. — Thuana (latein.), éd. 2. Col. Agr. (Rouen)

1669. — Tychoniana (dänisch), Mo-Valesiana (Hr. v. Valois), Par. 1695. — Varillasiana, Amst. 1734. — Vasconiana, Par. 1708 und daselbst 1710. — Voltairiana (Chrestomathie engl.) 4 V. Lond. 1805. — Voltariana (Voltaire) Par. 1748, daselbst 1749, in 2 Theilen ebendaselbst 1801. — Valpoliana, (engl.) Lond. 1804. — Wartoniana (engl.) 2 V. Lond. 1727. — Washingtonia (engl.) Lancast. 1802. — Whartoniana (engl.), 2 V. Lond. 1727.

Man hat auch eine eigene Sammlung Ana unter dem Titel: Ana, ou collection de bonmots, contes, pensées détachées etc., Amst. et Par. 10 V. in 8.; (enthaltend: Tureteriana, Poggiana, Menagiana, Vigneul. Marvilliana, Carpentiana, Valesiana, Huetiana, den Ursprung der Romane, Chevraeana, Sevigneana und Boloeana) dann Es-

prit des ana etc. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß und Betrachtungen über die Ana sind enthalten in den nouveaux mémoires d'histoire etc. par d'Artigny. Par. 1748. V. 1. 3. et 7.; ferner in Ingleri biblioth. hist., lit. Vol. 2. und Suppl. — Eine Liste der seiner Zeit bekannten Ana liefert Struvius in den Suppl. ad not. rei lit. cap. 7. Eine sehr reichhaltige besitzt im Manuscript der fleißige Ebert. Möchte er sie doch bald bekannt machen!

Viele Ana sind ferner in größern Werken zerstreut. Wir führen daraus folgende an: Clementiana in den Archives litteraires. T. II.; Colomesiana in den Mélanges curieux des pièces attrib. à St. Evremont, 1706; Gersoniana von Dupin, in den Oeuvres de G. Gerson, 5 V. Fol. Hollande 1799; Launoiana in den Oeuvres de I. de Launay, 10 V. Fol. Gen. 1731—32. (T. VI. P. 2.), Rabutiniana

in Rabutins oeuvres mélées, 5 V. Amst. (Par.) 1731. (T. III.) u. s. w. Andere kann man wieder ganz entsprechend unter die Ana rechnen, obschon sie diesen Titel nicht tragen, z. B. Luthers colloquia, meditationes, consolationes etc. Francof. a. M. 1571; Otium hannoveranum etc. Lips. 1717, durchaus Ana über Leibnitz, von Feller gesammelt. Auch liegen noch manche, darunter schätzbare Ana ungedruckt, nämlich Arnoldiana et Quesneliana, Paris, Oliveyrana, nicht weniger als 27 Quartbände ꝛc.

Ueber Ursprung und Geschichte der Ana kann man nachschlagen: Tilladet dissertations sur divers matières, 2 Vol. Haye 1714 (II. Nro. 18.); Villiers entretiens. Par. 1699; Menagiana: avertissement, die Ausgabe von 1715, so wie überhaupt die Vorreden der verschiedenen Ana; Mémoires de Trevoux, 1712, Juni u. Oct.

Lilienthal analecta ad Wolfii dissert de libris in ana (Vorrede zur Casauboniana in den selectis hist. et lit.) Regiom., 1715; Huet, lettre des livres terminés en ana — Pilladet Dissertations. T. II. u. s. w.

König Davids Thron.

Der berühmte Thron des Königs David, Konkubal-Zinna geheißen, eine Arbeit des Dämon Sakhur, wird in einer alten persischen Handschrift, die späterhin ins Englische übersetzt ward, folgender Weise beschrieben.

Die Seiten waren von gediegenem Golde, die Füße von Smaragden und Rubinen, mit Perlen untermischt, jede von der Größe eines Straußeneyes. Er hatte sie-

den Stufen, an deren Seiten sich Reihen von Bäumen befanden, die mit kostbaren Steinen behangen waren, welche reife und unreife Früchte vorstellten. Auf den Gipfeln dieser Bäume waren die Gestalten schön gefiederter Vögel, besonders des Pfaues, Elaub und Kurges angebracht, welche alle künstlich hohl waren, und gelegentlich tausend wohlklingende Lieder singen konnten, so wie sie ein sterbliches Ohr noch nie gehört hatte.

Auf der ersten Stufe befanden sich Weinranken mit Trauben, die aus verschiedenen Gattungen kostbarer Steine zusammengesetzt waren, und zwar so geordnet, daß die verschiedenen Farben derselben, als Purpur, Violett, Grün, Roth die wirklichen Früchte mit vieler Aehnlichkeit vorstellten. Auf der zweiten Stufe sah man auf jeder Seite des Throns zwei Löwen in Lebens-

größe von schreckbarem Ansehen, und aus gegossenem Golde verfertiget.

Die Eigenheit dieses merkwürdigen Thrones bestand besonders darin, daß, sobald der König Salomo seinen Fuß auf die erste Stufe setzte, alle Vögel ihre Flügel ausbreiteten, und ein flatterndes Geräusch in die Luft machten. Betrat er die zweite, so streckten die Löwen ihre Tatzen aus. Bei Berührung der dritten fing die ganze Versammlung der Dämonen, Feen, und Menschen an, das Lob der Gottheit zu singen. Wenn sein Fuß die vierte berührte, so hörte man Stimmen, die ihn also anredeten:

„Sohn Davids, sey dankbar für die Segnungen, womit der allmächtige Gott dich beglückt hat!“

Dasselbe wurde wiederholt, wenn er zur fünften Stufe gelangt war. So wie er

die sechste betrat, kamen alle Kinder Israel, — und bei der siebenten, — der Thron, die Vögel, Thiere in Bewegung, und hörten nicht auf sich zu bewegen, bis er sich auf den königlichen Sitz niedergelassen hatte.

Hierauf gossen die Vögel, Löwen und alle die andern Thiere, vermittelst geheimer Springfedern, einen Strom des vortrefflichsten Moschus über den Propheten. Zwei von den Kurgessen ließen sich herab und setzten eine goldene Krone auf sein Haupt. Vorher war der Thron eine Säule von polirtem Golde, auf deren Gipfel eine goldene Taube mit einem in Silber gebundenen Buche, in welchem die Psalmen Davids geschrieben waren, in ihrem Schnabel saß. Sie überreichte dem Könige das Buch und er las den Kindern Israel einen Theil daraus vor. Man berichtet ferner, daß, wenn sich gottlose Menschen dem Throne näherten, die Löwen ein schreckliches Ge-

brüll erhoben, und heftig mit ihren Schweifen umschlugen; auch fingen die Vögel an ihre Federn zu sträuben, und die Dämonen und Genien ein heulendes Geschrei zu erheben, so, daß aus Furcht deßhalb Niemand es wagte, sich der Falschheit schuldig zu machen, sondern sein Verbrechen gestand.

Die berühmten Polyglotten.

Wiewohl der Etymologie nach jedes aus mehreren Sprachen bestehende, oder denselben Text in mehreren Uebersetzungen liefernde Werk Polyglotte heißt: so versteht doch die Bibliographie darunter im engern Sinn die Bibel in zusammengestellten Uebersetzungen. Ohne uns mit der Untersuchung des Nutzens, welchen solche Polyglotten zur wechselweisen Auslegung und Erklärung gewähren, zu beschäftigen, wollen wir es hier lediglich mit einer kurzen bibliographischen Beschreibung der vorzüglichsten so gestalteten Bibeln zu thun haben.

1) Die Polyglotte des Cardinals Ximenes, auch die Complutensische genannt. Dieser berühmte Staatsmann, welcher unter Ferdinand von Arragonien, Isabella von Castilien, der Königinn Johanna, Philipp I., und Carl V., 22 Jahre lang als Minister glänzte, verdankt einen Theil seiner Verewigung der rastlosen Sorgfalt, womit er die gelehrtesten Männer zur Herstellung dieser Bibel vereinigte, und dem liberalsten Geldaufwand, den er der Anschaffung von Materialien und der Drucklegung widmete. Sieben hebräische Exemplare kaufte er für 4000 Thaler; für alte griechische und lateinische Handschriften zahlte er, was nur immer begehrt wurde; und so geschah es, daß die Kosten der ganzen Unternehmung die Summe von 50000 Goldthalern überstieg, ein für die damalige Zeit ungeheuerer Betrag. Die Polyglotte des Ximenes wurde in den Jahren 1514—17 in der

Universitätsstadt Alcala gedruckt, deren Name im lateinischen Complutum ist, daher die Benennung Complutensische Bibel. Lettern und Druck sind ausgezeichnet schön. Es wurden nur 600 Exemplare abgezogen, weßhalb diese Bibel schon längst unter die Seltenheiten gehört. In 6 imposanten Foliobänden enthält sie den hebräischen Text, die Vulgata oder altlateinische, die Septuaginta oder griechisch-alexandrinische mit der interlinijrten lateinischen Literal-Uebersetzung, die chaldäischen Paraphrasen des Onkelos über den Pentateuch mit einer lateinischen Uebersetzung. Den Beschluß machen ein grammatischer Apparat, Wörterbücher und Inhaltsverzeichnisse. Man hat zwar seitdem brauchbarere Polyglotten; doch wird diese Complutensische immer ihren hohen Rang behaupten, weil sie den Ruhm hat, die erste gewesen zu seyn, und somit den spätern als Muster gedient zu haben.

2) Die Polyglotte des Arias Montanus, auch die Antwerpische oder die königliche genannt, letzteres deßhalb, weil Philipp II. den Anstoß dazu gab, und einen Theil der Kosten trug. Die Redaction dieser Polyglotte war vom König aus dem gelehrten Theologen Benedict Arias Montanus aufgetragen, der 10 Sprachen gründlich verstand, und sich bei dem Tridentinischen Concilium hervorgethan hatte. Im Vereine mit mehreren andern Gelehrten brachte Arias Montanus dieses große Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande. Es trat zu Antwerpen durch die Plantin, deren geschmackvollen und correcten Druck man jederzeit schätzen wird, in 8 Foliobänden ans Licht, nachdem der Druck 1569 begonnen und 1572 vollendet worden. Christoph Plantin lieferte die Matrizen und ließ die Lettern von dem berühmten Wilhelm Le Bé gießen, der zu diesem Zweck

[illegible] nach Antwerpen kam. Zu den Sprachen der Polyglotte des Ximenes wurde hier noch die syrische mit syrischen und hebräischen Characteren mit der Version des neuen Testaments in derselben Sprache geliefert; jene enthält nur über den Pentateuch die chaldäischen Paraphrasen: Arias Montanus stattete auch die andern Bücher damit aus. Auch findet man in dieser Antwerpener Polyglotte mehr grammatische und lexicographische Behelfe als in der Complutensischen, und endlich sind noch mehrere kleine Abhandlungen angehängt, welche zur Erklärung schwieriger Textstellen gute Dienste leisten.

[illegible] Pariser Polyglotte, oder die Poly[illegible] unter der Leitung und Aufsicht des Pariser Parlamentsadvocaten Guy-Michael le Jay zu Stande, der sich durch diese Unternehmung zu Grunde richtete, indem er ihr 100000

Thaler opferte. Vollendet wurde das Werk von mehreren trefflichen Orientalisten und Exegeten. Diese Bibel druckte Vitré zu Paris; die Matrizen lieferte der jüngere Bé und Jac. Salencque; Vitré ließ eine eigene Papiergattung dazu fabriciren, so schön, daß man sie seitdem Imperialpapier nannte. Das Werk erschien 1628—1645 in 10 Foliobänden, Atlasformat. Die Pariser-Polyglotte hat zwar manche Gebrechen, übertrifft aber in jedem Falle noch die Antwerpener, welche sie ganz enthält. Sie liefert außerdem den samaritanischen Pentateuch, und eine syrische und arabische Uebersetzung, letztere auch im neuen Testament mit einer lateinischen Version. Hingegen ist es eine erhebliche Unbequemlichkeit, die samaritanische, syrische und arabische Uebersetzung nicht an der Seite der andern Sprachen zu finden, indem das Nachschlagen bei dem colossalen unbehülflichen Format doppelt ermüdend seyn muß. Auch fehlen die-

ter Polyglotte die Apparate der vorigen beiden. Le Jay, nachdem er bei dieser Unternehmung sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, trat zum geistlichen Stand über, wurde Dechant von Vezelai, und endlich für seine Aufopferungen von dem großmüthigen, um die Wissenschaften und Künste so unsterblich verdienten Ludwig XIV., durch das Patent eines Staatsrathes entschädigt.

4) Die Waltonische oder Londoner Polyglotte. Brian Walton, nachheriger Bischof von Chester ist der Schöpfer dieses Werkes, dessen Herausgabe von Cromwell unterstützt wurde. Walton zog mehrere in den orientalischen Sprachen wohl bewanderte Gelehrte an sich, die mit großem Eifer und Fleiß an dieser Bibel arbeiteten, welche von allen seitherigen die vollständigste und geordneteste ist. Der Druck begann 1653, und wurde 1657 beendigt, nicht aber 1684 und 1687, wie es

wahrscheinlich nur ein Druckfehler, in der neuesten Ausgabe des Conversationslexicons (Art. Polyglotte) heißt, was schon an sich ein Anachronismus wäre, weil Cromwell bereits 1658 todt war. Die Waltonische Polyglotte in 6 groß Foliobänden enthält die Vulgata, durchgesehen und berichtigt von Clemens VIII., während sich in den oben genannten Dreien nur die von den Verbesserungen dieses Papstes und Sixtus V. befindet. Sie hat auch vor der Pariser noch den Vorzug der interlinirten Version des Hebräischen. Ferner biethet die Waltonische Bibel den griechischen Text der Septuaginta, so wie er auf Befehl Sixtus V. nach der Vaticanischen Handschrift zu Rom gedruckt worden; die alte Vulgata nach den Schriften der heiligen Väter von Flaminius Nobilius, der sie zu Rom hatte auflegen lassen; eine äthiopische und persische Uebersetzung, wiewohl von ersterer nur die Psalmen, Salomons hohes Lied und das neue

Testament, von letzterem bloß die Bücher Moses und die 4 Evangelisten. Zu dieser Waltonischen Polyglotte gehört noch Castellis Lexicon heptagloton, 2 Bände, Folio, welches sich nicht immer dabei findet, und in diesem Falle den Preiswerth bedeutend vermindert. — Die neue Londoner Polyglotte ist einer verzehrenden Feuersbrunst wegen nicht fortgesetzt worden.

Nebst diesen vier Hauptpolyglotten gibt es noch mehrere andere, von denen wir hier bloß einige anführen wollen. Die Raimondische Bibel, welche in 10 Sprachen zu erscheinen bestimmt war, nämlich: latein, griechisch, hebräisch, chaldäisch, arabisch, ägyptisch, äthiopisch, armenisch, syrisch und persisch. — Die Huttersche zu Nürnberg 1599, hebräisch, chaldäisch, griechisch, latein, deutsch nach Luthers Uebersetzung, dann slavonisch oder französisch oder italienisch, oder in sächsischer Mundart, in welch

andern 4 Sprachen die Ausgaben variren, und auch nur der Pentateuch, die Bücher Josua, der Richter und Ruth geliefert sind. — Dessen neues Testament in 12 Sprachen, als: syrisch, hebräisch, griechisch, italienisch, spanisch und französisch auf der einen, auf der andern Seite latein, deutsch, böhmisch, englisch, dänisch und polnisch. — Die Polkensche Bibel von 1546 hebräisch, griechisch, chaldäisch, oder vielmehr äthiopisch und latein. — Auch die beiden Pentateuch-Ausgaben gehören hieher, welche die Juden zu Constantinopel in dieser Stadt veranstaltet haben: 1) Pentateuchum quadrilingue; hebr. chald. pers. arab. omnia charactere hebraico. 1546; 2) Pentateuchum hebr. hisp. et barbaro-graecum. 1547.

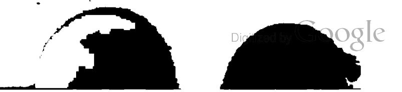
Die Veranlassung, Polyglotten herzustellen, gaben ohne Zweifel die Bruchstücke der Hexapla des griechischen Bischofs

Origenes, einer in 6 Sprachen verfaßten Bibel, welche den hebräischen Text mit hebräischen und griechischen Characteren, dann die Uebersetzung der Septuaginta ꝛc. begreift.

Weibliche Erziehungsanstalt im Zeitgeist.

(Ein Schwank.)

Wozu ist das Schöne da? — Zu reizen, zu gefallen, zu fesseln, zu herrschen. Was ist also die Bestimmung des schönen Geschlechts? Nichts anders als zu glänzen, zu imponiren, Männerherzen zu erobern, und durch die Allgewalt natürlicher und künstlicher Reize eine unwiderstehliche Herrschaft auszuüben. Darum heißt es auch par excellence, das schöne Geschlecht. Zu einer so großen Bestimmung, zu einer



so erhabenen Praxis gehört jedoch, wie zu jeder andern, eine planmäßige Theorie, und diese gibt die Erziehung. Sie muß so seyn, wie das Geschlecht selbst und seine Tendenz, nämlich schön. Diese Ansicht hat man, besonders in Deutschland und bei uns seither ganz vernachläßigt, denn womit sind die zarten schönen Seelen behelligt worden? Etwa auch mit analogen ästhetischen Gegenständen? Nicht doch: mit trockenen Regeln der Moral, mit schwerfälligen Sprachsachen, mit schmutzigen Wirthschaftsangelegenheiten, mit mechanischen, den selbstständigen Sinn compromittirenden Häuslichkeiten aller Art: damit hat man die jungen Heldinnen heimgesucht, ohne zu bedenken, daß das Schöne aufhört, schön zu seyn, wenn es sich nicht frei, wieder nur in den Regionen des Schönen, bewegen kann. Man hat in Rücksicht der weiblichen Erziehung lauter Messalliancen begangen. Zwar fängt man seit Kurzem an, diese abgedrosche-

nen Vorurtheile aus den pädagogischen Systemen zu verbannen, die weibliche Jugend nur mit dem, was ihrer schönen Bestimmung zukommt, bekannt zu machen, und die pedantischen Seriosa zu exorciren; allein noch ist kein entscheidender Schritt geschehen, und es steht sehr zu besorgen, daß man ins alte Geleis gerathe. Nichts ist unerträglicher als dieser schauerliche Gedanke; nichts pflichtmäßiger, als daran zu denken, diese gefährliche Richtung im Keime zu ersticken, und durch Aufstellung eines Systems, das der Idee der Liebenswürdigkeit entspricht, den Ruhm des schönen Geschlechts, und zugleich das edlere Interesse des unsrigen zu retten und zu sichern.

Dieses System muß, wie gesagt, auf dem Grundsatz beruhen, daß das weibliche Geschlecht nur geschaffen sey, um zu gefallen und zu entzücken. Daher ist in der Erziehung das Angenehme, weil es von Jeder-

mann leicht aufgefaßt und gewürdigt werden kann, dem schwerfälligen Nützlichen vorzuziehen, das nur eine sehr kleine Anzahl von Kennern für sich hat, die noch überdieß meist aus Matronen und alten Herren besteht. Ich werde mich also gar nicht damit abgeben, die Mädchen zu Familienmüttern zu bilden, denn das ist eine Sache der lieben Natur; die versteht das am besten, und hier ist nur von Kunst die Rede, weil es sich um das Schöne handelt. Den Vorzug, gute Wirthinnen zu seyn, werden meine Schülerinnen den berühmten Prinzessinnen in der Odyssee überlassen, denn die kleinsten Bürgermädchen unserer Tage sind weit über eine schöne Nasicä, eine Königinn Penelope erhaben. Mit Nähen, Sticken, Rechnen, und derlei technischen Armseligkeiten will ich ihnen nicht lästig fallen; ja ein gewaltiges Register würde das alles ausmachen, was ich ihnen nicht beibringen will. Mein Plan ist einfach. Es wird

hinreichen, die schönen Schülerinnen mit dem bekannt zu machen, was zur Entwicklung ihrer äußern und innern Reize beiträgt, und sie in den Stand setzt, ihren angebornen Tact, solche zur Gründung einer süßen Herrschaft zu benützen, zu einer eigentlichen Tactik zu erheben.

Mein Cursus beginne sofort mit der alten Geschichte. Ihre Objekte werden seyn, Ursprung und Fortschritte der Tanzkunst bei den Griechen und Römern; gewählte Anecdoten über Pilades und andere berühmte Tänzer der Vorzeit. Zustand der Moden unter Kaiser Titus und Caracalla. Picanterien zur Geschichte des Luxus in Trachten, öffentlichen und häuslichen Lustbarkeiten. Biographien berühmter Gourmands. Geschichte der Gastronomie. Memoiren über die Kunst der Toilette. Scenen aus der höhern Galanterie. Privatleben der Aspasia, nebst einer philosophisch=

ästhetischen Untersuchung über die Robe, welche sie bei den olympischen Spielen getragen hat.

Neue Geschichte. Fortschritte der Tanzkunst in England, Frankreich, Italien und Deutschland; London, Paris und Wien in Parallele. Geschichte der Turniere, der Feste und Bälle, welchen Könige und große Herren beigewohnt. Biographien der eminentesten Coquetten, und der schönsten Weiber und Mädchen. Costümwesen. Geschichte der Oper von ihrem Ursprung an. Leben und Memoiren der famosesten Sänger, Sängerinnen, Schauspieler und Actricen. Anekdoten aus der Geschichte des gesammten Theaterwesens. Darstellungen der Siege und Triumphe des schönen Geschlechts. Geschichte sämmtlicher plastischen Künste.

Geographie. Statistik der Moden

und des Costüms der verschiedenen Völker, mit Erinnerungen über diejenigen Trachten, welche der Schönheit am besten zusagen. Billige Verkleinerung einheimischer, noch billigern Erhebung ausländischer Fabrikates; daher Österreich als Böotien, Frankreich als Eldorado des Modenwesens dargestellt. Topographie der Modenjournale. Beweis, daß das Wienerische kein Modejournal ist. Aufführung der Länder, wo man die schönsten und prätiosesten Shalws verfertigt und trägt. Namen und Stand der glücklichen Damen, welche die kostbarsten besitzen. Beobachtungen über die Orte, wo die schönsten Bänder und feinsten Spitzen gemacht werden, über die Gegenden, welche die Perlen, Corallen, Diamanten, und überhaupt alle die Stoffe der Bijouterien hervorbringen, die für den Putz einer artigen Frau gehören. Länder- und Völkerkunde in Beziehung auf die Kunst der Toilette, und auf die Tactik zu reizen,

zu gefallen, und im gesellschaftlichen Leben Epoche zu machen.

Sprachen. Die Königinn bleibt, wie es sich versteht, die französische. Ihre Regeln werde ich aber nur aus neuen Chansons lehren. Vor allem wird darauf gesehen werden, die Fräulein an einen Accent zu gewöhnen, der alle Nüancen der Leidenschaften und Empfindsamkeit bezeichnend ausdrückt. Das Wort aimer werden sie mit besonderer Grazie appliciren lernen. Der Pariser Dialect wird als Norm angenommen. Die Conversationssprachen müssen sie gut memoriren. Mit grammatikalischem Unterricht bleiben sie natürlich verschont. Nebst dem Französischen müssen sie etwas Italienisch und Englisch parliren lernen, aber bei Leibe kein Wort ihrer deutschen Muttersprache verlautbaren, bei Strafe von so und so viel Küssen.

Mythologie. Diese wird in einer

Auswahl desjenigen tradirt, was die Damen am meisten interessiren kann, als: die Liebschaften Hero und Leanders, Theseus und Ariadnens, die Galanterien Jupiters, das Urtheil des Paris, die Abentheuer der Psyche. Alles im Geist des Demoustier. Dabei werden die schönen Eleven in galanten Madrigaux mit Venus und den Grazien verglichen, und ihnen überhaupt die weise Lehre eingeprägt, sich selbst mehr für Göttinnen als für Menschen zu halten.

Musik, Tanz, Declamation und Gesang. Dieß sind die Hauptbranchen, in welchen ich mich vorzüglich bemühen werde, meine Eleven meiner würdig zu machen. Vor allem werde ich ihnen den traité sur la danse par Menestrier in die Hände spielen. Die Praxis mit der Theorie verbindend, werden sie in dieser edlen Kunst, welche so einzig geeignet ist, den



Bau der Glieder und das Jünonische For-
menspiel in das reizendste Licht zu stellen,
täglich acht Stunden verarbeiten; nie werde
ich sie eher verlassen, bis sie nicht im Stande
sind, die Winde in dem Retour du Zephyr
zu spielen. Die Lettres sur la Danse
et les ballets par Noverre zur beiläufigen
Lectüre; das Beckersche Taschenbuch aber,
sämmtliche Jahrgänge, in Rücksicht der neuen
Tanzmanieren und Abbildungen zu einem
wesentlichen Nebenstudium. Belangend die
Musik und den Gesang, so werden die Fräu-
lein in allen neuen Arien Virtuosinnen seyn,
und alle practicablen Instrumente spielen;
sie sollen eine wahre Panharmonika seyn, daß
alle Welt neugierig werde, sie zu hören
und zu bewundern. Die Declamation wird
mit besonderer Sorgfalt cultivirt, denn es
ist unerläßlich, daß die Fräulein Comödie
spielen können, um ihre Reize und Talente
vor einem größeren Spectatorio, als sonst
auf Promenaden 1c. möglich wäre, zu ent-

wickeln. Wötzels System ist die Bibel. In theatralischen Kenntnissen, das heißt in der Terminologie, müssen es die Eleven so weit bringen, daß sie jeden Augenblick ein Theater-Journal zu redigiren verstünden, eine Kunst, die man sich ohnehin viel schwerer vorstellt, als sie ist, denn sie ist nur ein Können. [illegible]

[illegible]

[illegible] Moral. Diese Branche bleibt in meinem Erziehungsplan billiger Maßen zuletzt. Wozu soll man auch ein eigenes Studium daraus machen? Sie wird ja heut zu Tage ohnedieß allenthalben angetroffen. Man findet sie für jedem Gesangstück, in jedem Roman von Lafontaine, Fouqué rc. Die Ballets haben auch ihre Moral, so wie der Tanz und die Musik, weil sie die Empfindung bewegen, den Charakter mildern, und die Sitten bilden können. Und so wird mich die dramatische Kunst unterstützen. Das Theater ist die Schule der

Sitten. Unnöthig wäre es zu bemerken, daß schon Aristoteles den Tragödien und Comödien-Dichtern die Moral ans Herz gelegt hat. Die Schuld und der Rehbock sind sprechende Beweise. Ich fordere nur Phantasie, dann wird sichs mit der Moral schon geben.

Dieß ist mein Lehrcurs. Die fleißigsten und talentvollsten Schülerinnen werden ihren Lohn ernten; sind sie schön, so werden sie doppelt belohnt. Sie werden in dieser Hinsicht zeitweise vor die Publicität gebracht, und tour à tour vor dem Publikum glänzen, im Theater, auf der Bastey, im Prater, auf der Redoute, in Concerten, (in die man ohnedieß mehr des Sehens als Hörens wegen geht und fährt); und an einem solchen feierlichen Tage wird das Korps meiner reizenden Schülerinnen gleichsam das sechste Theater in Wien bilden. Am Abend werden die Preise ertheilt. Die berühmtesten

Schauspieler und Künstler, und die schönsten jungen Männer der Stadt präsidiren dabei. Die Zahl der Preise ist nach folgendem Maßstabe bestimmt: 24 für den Tanz, 15 für Declamation, 10 für die Musik, 8 für die Geschichte, 6 für die Geographie, 4 für die Mythologie, 2 für die Sprachen, und einen für die Moral.

Die wohlthätigen Wirkungen meiner Erziehungsorganisation werden sich gleich beim Austritte der Fräulein bewähren. Alle Herzen werden ihnen auf dem Wege schon entgegenfliegen, alle jungen Männer werden den Wagen der Huldinnen umgeben, und ihnen den süßen Genuß des Triumphs bereiten. Meine Schülerinnen werden so erzogen, als ob sie nur 25 Jahre lebten; auf ein längeres Daseyn ist mein Plan begreiflicher Weise nicht berechnet. — Diejenigen, welche trotz ihrer artistischen Ausbildung und aufgeklärten Standes- und Sinnart gleich-

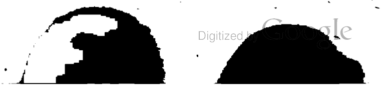
wohl länger leben sollten, mögen werden was sie können, denn zu weiterer Assecuranz mache ich mich nicht verbindlich. Meine, solchergestalt amplificirten Schönen werden immer ein Heer von tausend Anbetern um sich haben, und durch Talent und Geist schon irgendwo ein männliches Individuum finden, welches die Güte hat, den Herrn Gemahl vorzustellen.

Maccaronische Literatur.

Turpae est difficiles habere nugas.
Et stultus labor est ineptiorum.

Burleske und überhaupt scherzhafte lateinische Gedichte mit willkührlich eingestreuten Wörtern aus der italienischen Sprache oder auch aus andern Sprachen sind Maccaronica, maccarinsche, macchoronische Gedichte. Zu Beispielen:

Archeros pistoliferos furiamque manantum



Et grandem esmentam quae in opimum
foeta ruellae est
Toxinam que alto tromblantem corda
clochieros.

oder

Ensilavi scadrones et regimentos etc.

Theophil Folengo oder Fe-lengi, ein gelehrter Benedictiner, gilt für den Urheber dieser Art Gedichte, die eigentlich nur in Italien einheimisch waren. Folengo war 1448 zu Mantua geboren, und trat, nachdem er zu Bologna studirt hatte, in den Orden der Benedictiner. Sein Gönner war Ferdinand von Gonzaga, bei dem er 10 Jahre verlebte, und welchem er auch in mehreren seiner Gedichte huldigt. Unter seine zahlreichen Freunde gehört auch der berühmte Sannazar. Folengo starb den 9. Dec. 1544 in einem Kloster bei Bassano. Die Zeit seiner dichterischen Blüthe ist gegen das Jahr 1520.

Er war Verfasser mehrerer italienischer und lateinischer Gedichte, die zum Theil von Werth sind; auch halten seine Landsleute ihn für den Schöpfer des comischen Heldengedichts. Unter dem Namen Merlino Coccajo erschien sein Opus macaronicum, von welchem die Ausgabe von 1521 die beste und seltenste ist. Das Epitheton: maccaronisch wählte er, um anzuzeigen, daß diese Gedichte, der Mehlspeise Maccaroni gleich, aus verschiedenen Ingredienzien bestehen, ein Vergleich, der freilich etwas lahm, aber dessen ungeachtet sinnreich ist, so wie so manches andere [illegible] nicht minder lahm ist. Er [illegible] ist auch Verfasser eines komischen Gedichtes unter dem Titel Moschea, oder der Krieg der Mücken und Ameisen; dann mehrere Eklogen, und [illegible] Chaos del tri per uno fand keinen Beifall.

Andere maccaronische Schriften sind: Guarino Capella Maccaronea [illegible]

(de Rimini) 1526, Gedicht in 6 Büchern; Maccaronica desyndicata et condemnatione Doctoris samsonis Lembi, ein werthloses Machwerk; Pthetonius MacaronisForza 1610, sehr geschätzt, der Verfasser war Jesuit; Bajani Carnavale, tabula macaronica. Cesar Ursinius Capricia Maccaronica magistri stopini poetae ponganensis, 1636; Antonius de Arena (Provencalis de Bragardissima, villa de Soleriis!) de arte dansanti et de guerra neapolitana, romana et genuense; L'istoria bravissima Caroli V. impera provincialibus paysanis triumphanter fugati, der Verfasser ist ein Advokat; Remy Belleau dictamen metrificum de bello hugonotico et rusticorum pigliamine, ad sodales, ein sehr geschätztes und seltenes Stück; Cacasanga reistro suisso lansque. ne torum per M. J. B. Tichiardum recatholicatum spoliportinum poetam; Jean Edouard Dumonist Arenaicum de quorundam nugigerulorum piaffa

insupportabili; Ms de Frey recitus veritabilis, super terribili esmenta paysannorum de Ruellio, sehr werth gehalten; die obigen als Beispiele angeführten Strophen sind daraus; Certamen catholicum cum calvinistris, autore Martinius Hameonius frinus, aus 1200 Versen bestehend, jeder mit C beginnend. — Die maccaronischen Travestien eines gewissen Braon Freund des Franklin, und eines sichern Doctors der Sorbonne, können wir, da sie die Bibel und Passionsgeschichte betreffen, nicht weiter berühren. — Pelisson in seiner Geschichte der französischen Academie erzählt ein arges Beispiel von der ausgelassenen Sucht des 17. Jahrhunderts, die ehrwürdigsten Gegenstände in solcher Weise zu behandeln, was übrigens nicht mehr in das maccaronische Fach einschlägt.

Das Wort „Conversationswesen."

A. Aber eine Definition des Worts „Conversationswesen"; ich sehe nicht ein, was da so Schwieriges daran seyn soll!

B. Eine Definition, das wohl; aber die Definition, die ist keine Kleinigkeit, wenn man erwägt, welch ein unermeßlicher Reichthum von Stoff, von Ideen und von Wichtigkeit in diesem Worte liegt.

A. Von Wichtigkeit? Das scheint seltsam zu klingen.

B. Ja wohl von Wichtigkeit, von der allergrößten. Glauben Sie nicht, daß alles Thun und Treiben und Lassen im Privat- und öffentlichen Leben, alle Formen desselben ihren Ursprung und ihre Bedeutung in der Conversation haben? Daß die großen Weltbegebenheiten, Krieg und Frieden, Völkerglück und Völkerelend von der Conversation ausgehen, in ihr empfangen und vorbereitet werden, von ihr Richtung und Ausschlag erhalten, und so fort?

A. Ey, ey! Sie fassen es tief, holen gewaltig weit aus!

B. Ich steige auf das Grundwesen meines Gegenstandes zurück, fasse ihn de ovo: Sprache und Mittheilung. — Sehen Sie hier mein Geheimniß!

A. Ich bitte weiter!

B. Nicht nöthig. Es mag genug seyn,

um begreiflich zu machen, daß es die Diners sind, die Soirées, die Assembleen, die Boudoirs, die Landpartien, die Promenaden, Rendezvous, mit Einem Worte, alle Arten von Réunions en deux oder en quarante, mit Mund oder Feder, die allen weitern Umtrieb erzeugen, es gehe nun eine einzelne Familie oder eine collective, Nation heißend, an. Es ist also die Conversation, die das thut, und —

A. Nun!

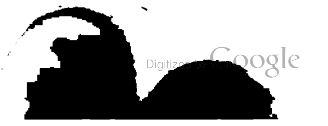
B. Und wer ihre Natur und die millionenfachen Nüancirungen und Modificationen, folglich das Conversationswesen schildern will, muß selbst ein wahrer Proteus seyn.

A. Also ein Ideal?

B. Ja, Ideal. Es muß vor Allem ein schöner Mann seyn.

A. Ey, ey!

B. Muß er nicht in alle der verborgensten Geheimnisse der gewissen petits-manoeuvres eindringen können, wobei die Weiber die Hauptrolle spielen? Wird ihm das ohne ein bestechendes Aeußere gelingen können? Also ein Adonis, gesund, dabei etwas verbuhlt, der romantisch schmachtenden Miene wegen; schlank und stark. Er muß zwischen 30 und 40 Jahre seyn, voll Feuer und Selbstbeherrschung zugleich. Er sey ein Brunet und Blondin, diplomatisches Phlegma mit martialischem Feuer verschmolzen. Seine Augen müssen beredter seyn, als die Zunge des Demosthenes, und doch muß man, wenn er will, nichts darin lesen können; sein Mund muß stumm seyn, wie ein Fisch, und doch von ciceronischer Rhetorik überströmen. Die Kunst zu hören, muß er noch besser verstehen, als der Ohrenvirtuose Fontenelle. Kurz in den äußern Sin-



nen muß er über alle Concurrenz. erhaben, ein Abgott walten. In der Kunst des Repräsentirens muß er ein non plus ultra seyn.

A. Und sein Character?

B. Gemach, wir wollen erst die äusserlichen Erfordernisse unsers Kandidaten mustern. Er muß ferner von Stand seyn und reich, sehr reich. Das sind Hauptbedingnisse des Zutritts und der Herrschaft. Doch darf sein Rang, um bei Annäherungen nicht zu geniren, nicht zu hoch seyn, etwa ein Freiherr, das ist das rechte Wort. Er muß ein glänzendes Haus machen, einen Orden haben, Mitglied aller geheimen Gesellschaften, und Witwer, aber nicht Papa seyn.

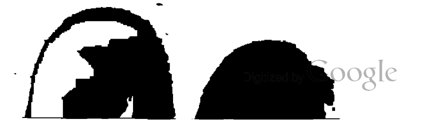
A. Ich merke, aber vergessen Sie das Vaterland nicht!

B. Das ist ziemlich gleichgültig. Der

Baron braucht gar keines zu haben; diese Observänz ist eine unnütze Last, kann eher geniren als nützen. Vaterland und Kirche darf man eben so wenig dem Conversationshelden als dem historischen Schriftsteller anmerken. Er ist das, was er ist, et voila tout. Er ist in jedem Land geboren, denn er spricht natürlich alle Sprachen.

A. Sie kommen zu seinen innern Qualitäten?

B. Ja, nämlich zu den schwierigsten, die Sprachen und das Gereisetseyn verstehen sich wohl von selbst. Alle Haupt- und Provinzialstädte Europa's haben den Baron gesehen, bewundert; er ist mit aller Welt liirt, hat in des Großsultans Harem sejournirt, und mit dem Lordmajor in London dinirt, in Paris mit Madame Recamier soupirt ꝛc., hat in Madrit nichts mit der Inquisition zu thun gehabt, — in



Rom das Sehenswürdige bewundert, und sich Wien zum Hafen, zum Buon-retiro erkoren. Ueberall hat er das Piquante abgeschöpft, von dem er eine lebendige Anthologie ist.

A. Er wird doch auch wohl eine lebendige Encyclopädie seyn, nicht wahr?

B. Allerdings. Er ist Polyhistor, er weiß Alles. Die positiven Wissenschaften, Mathematik, Physik, Jurisprudenz und derlei Seriosa sind ihm nur die Dekoration der angenehmen. Die Mathesis z. B. zur Definition der Schönheitslinien; die Naturlehre zum Behuf des Magnetismus und seiner Applicationen, die Rabulisterei für die verschiedenen Branchen des Matrimoniale, das er gelegentlich ins Linneische System bringen will, wie weiland Born etwas Anderes in der Monachologie. — Natürlich ist der Baron Mitglied von allen gelehrten Gesell-

schaften, und mit den eminentesten Literatoren und Künstlern in Correspondenz. Er macht Recensionen für das Edinburger Reviev, für das Journal des savans, für die Heidelberger und Wiener Jahrbücher der Literatur. Er bereichert die neue deutsche Encyclopädie und macht sich kraft seines routinirten Blickes, darüber lustig, daß man ein solches Werk in einem Lande zu Stande bringen will, wo der unermeßliche Schatz von theoretischer Intelligenz seither nur von fremden Nationen zu heben, zu sichten und zu practiziren verstanden worden ist. Er nennt eine Encyclopädie, mit Chateaubriand, das Babel des Wissens, und geht doch alle Tage darin spazieren.

A. Sie machen aus Ihrem Manne nach und nach einen Galiani!

B. Das wäre zu scientifisch und die förmlichen Gelehrten taugen nicht für das



Weltleben. Sie sind Pedanten, und man will beaux-esprits, oder wenigstens eine gute Mischung von beiden. Daher hat der Baron mehr Geist als Wissen, mehr Eigenes als Fremdes. Mit diesem Fond von Geist beherrscht er alle Zirkel; er spielt mit ihnen, Alles ist sein Sclave. — Doch das muß sich wohl von selbst verstehen, eben so daß er der genialste Bonmotist, Novellist, der furchtbarste Improvisateur ist, eben so, daß er alle Spiele meisterhaft spielt und doch immer verliert. In der Literatur aller Nationen und Zeiten, besonders in der ästhetischen und historischen Partie, ist er natürlich ein Matador; und wenn er sich selbst übertrifft, so ist es in den schönen Künsten. Denn er ist Mahler und Musiker, Plastiker, Schauspieler, ganz vorzüglich ein guter Tänzer, ein eben so guter Poet, und was erst als Theaterrezensent!

A. Sie werden ihn wohl überhaupt einen Schriftsteller seyn lassen?

B: Wie anders? In der Kunst darzustellen muß er einen Geoffroy, einen Dupaty, einen Kotzebue zurücklassen, er muß mahlen, deklamiren, Alles mit einer Gansfeder; er muß ein größerer Psycholog seyn, als Plattner und Maaß, und in Menschenkenntniß und Characterstudium mit dem natürlichen Talent des schönen Geschlechts siegend wetteifern. In diesem Genre muß er die Theophraste, Labruyeres, Rochefoucaulds, Lavaters und Knigges schamroth machen. Kurz ex omnibus aliquid ex toto omnia (sed non: nihil, wie es sonst heißt) muß er seyn. — Philosoph, Aesthetiker, Weltmann, ein keuscher Joseph und ein Don Juan, Jüngling und Greis, Ueberall und Nirgend, Genie und Pinsel, l'ami de tout le monde, der Abgott der Zirkel, der Clairvoyant ihrer Secreta: das sind die Hauptcontouren, dann wieder, wie der junge Plinius an Tacitus schreibt, Schrei-

denswerthes verrichten, und — jetzt bin ich auf dem rechten Punkt: Lesenswerthes schreiben. Er wird nur skizziren], hinhauchen mit Geist, mit unbekümmerten Zügen, ein kecker Farbenklex à la Raphael und es ist ein scharfer Character; ein Wort, es ist ein Bild, es ist eine Welt voll Figuren und Bewegung. Oft wird er mehr ausdrücken durch das, was er nicht sagt, ohne sich der stümperischen Surrogate der Ausrufungszeichen und Gedankenstriche zu bedienen. Er wird, wie Dupaty in seinen unnachahmlichen Briefen über Italien, ein Oehlgemählde (die Feuersbrunst) so beschreiben, daß wir in Versuchung kommen zu glauben, es wäre eine Begebenheit des Moments, und er sey Augenzeuge, Theilnehmer davon. Mit historischen und psychologischen Episodirungen wird er geistvoll und haushälterisch würzen und pfeffern. Er hat Alles gesehen, beobachtet, erfahren, durchschaut, ergriffen, verarbeitet, applicirt, und

weil er Alles weiß, kann er Alles sagen. Mit Einem Wort, er wird das in der höchsten Potenz seyn, was der talentvolle Verfasser des l'hermite de la Chaussée d'Antin, des bekannten Sittengemähldes der Pariser, mit so viel Glück zu seyn versucht.

A. Ja, l'hermite, das ist das Modell. Allein, da ich zweifle, daß ein Exemplar eines solchen Barons aufzutreiben sey, so — habe ich die Ehre, mich zu empfehlen.

Von Büchern, deren Text in Kupfer gestochen ist.

Die Hauptbeweggründe, bei Büchern den Text in Kupfer stechen zu lassen, können dreifach seyn. Entweder ist selber, als zu Abbildungen gehörig, unbeträchtlich; oder, es machte, um ihn bei Bilderwerken durch die Buchdruckerpresse zu liefern, zu viele Schwierigkeiten, oder weil der Grabstichel seiner Reinheit und der Freiheit seines Gebrauchs wegen den Typen vorzuziehen ist. Dieser letztere Grund ist in neuerer Zeit fast gänzlich hinweggefallen, ja man zog mit

Recht die Typographie der Chalcographie vor, da die Arbeiten eines Baskerville, Didot, Bodoni, Göschen, Degen, Strauß ꝛc. — mit denen des Grabstichels siegreich wetteifern, und die Gleichheit der Formen durch diesen unmöglich so erzielt werden kann, als durch die Buchdruckerkunst. Wie wäre es z. B. möglich, Werke wie Czösch Tabellen, dieses, unsers unvergleichlichen Strauß so verherrlichende Product, durch die Kunst des Grabstichels in solcher Vollkommenheit herzustellen?

Mit der Gattung von Büchern, welche in diesem Augenblick unser Gegenstand sind, haben sich nur wenige Bibliographen beschäftigt. Einiges sagt Jansen in seinem schätzbaren Werke: Essai sur l'origine de la gravure en bois etc. (8. Paris, 1808, Band 2, S. 177); näher berührt der fleißige und fruchtbare Peig-

not diese Sache. Nach ihm wollen wir hier die erste Classe solcher Bücher, nämlich jene, bei denen der Text nur ein Nebending ist, größtentheils übergehen, und von den übrigen nur die bedeutenderen Artikel aufführen. Es geschieht hier in alphabetischer Folge.

Anacreontis symposiaca semii amba, graece, tabulis aeneis, incisa et in iconibus ornata, edente Jos. Spaletti. Fol. max. Romae 1781. — Nach einem alten Manuscript, das wahrscheinlich dem 10ten Jahrhundert angehört. Spaletti auf der Vaticanischen Bibliothek hat die Charactere nachgezeichnet, und in 3 Spalten stechen lassen. Die erste zeigt die Urschrift, die zweite den Text der Ausgabe von 1705 des Josua Barnes zu Cambridge, die dritte die lateinische Version. Der beiläufige Werth dieses nur 16 Seiten starken Werkes ist 3 Dukaten.

Bergasse théorie du monde etc. suivant les principes de Mesmer. 4. Par. 1784.

Berquin, Pigmalion, scène lyrique de Rousseau, mise en vers, gr. 8. Paris 1775. — Der Stich des Textes ist von Drouet, die 6 artigen Vignetten von dem jüngern Moreau gezeichnet, gestochen von Launay.

Book of common prayers. 4. Lond. 1717. Mit vielen schönen Bildern.

Brebiette: opera diversa, tabulis aeneis delineata. 8. Parisiis 1638. — Ein seltenes Stück.

Coccius: thermae Diocletianae etc. in lucem eductae sumptibus Ant. Perrenoti, Antverpiae 1558. — Die Blätter dieses höchst seltenen Werkes pflegen auf

Leinwand geklebt und so zusammengerollt zu seyn. Diese Rolle hat etwa 40 Schuh Länge und etwas über 1 Schuh im Durchmesser; es ist dann ein Futteral nöthig. Der Bogen ist um 150 Livr. verkauft worden.

Delfini: compendio della storia universale ecclesiastica e profana. 8. Roma 1745. — Befand sich in Serna-Santanders Bibliothek zu Brüssel.

Diepembeke: vita seraphicae virginis S. Mariae Magdalenae de Pazzis. Fol. Ohne Ort und Jahr. — 49 Tafeln.

Emblêmes d'amour en quartre langues. 12. — Ohne Verlagsort und Jahreszahl; halb Text, halb Bilder.

Fabritius: systema historico-chronologicum universale. 4 obl. — Ohne Ort und Jahr.

Haultin: Altini numismata, non antea antiquariis dita. Fol. 1640. Erschienen zu Paris. Dieß Werk ist ganz außerordentlich selten; es sind nur wenige Exemplare abgezogen worden; aber daß bloß zwei existiren sollen, wie in Essay de litterature etc. 1702. — 4, vorkommt, ist nicht glaubbar, und wenn hier eine Anwendung auf typographische Seltenheiten Statt finden kann, lediglich bei Servet Christianismi restitutio der Fall *); 583 Medaillen, welche Haultin enthält, sind auf kleine Papierstreifen gedruckt und auf 141 Blätter aufgezogen. Dann folgen 12 Blätter mit 16 Abbildungen von Alterthümern. Ein weiteres meldet der bibliographische Coryphäus Debure in seiner unsterb-

*) Die Geschichte dieses in so vielerlei Rücksichten überaus merkwürdigen Buches habe ich zum Theil oben geliefert.

lichen Bibliographie instr. Vol. 6. S. 133 — 139.

Haultin: histoire des empereurs romains depuis J. César jusqu'à Posthumus. Fol. Paris 1645. — Enthält 241 Blätter, ist sehr selten und 100 fl. (C. M.) werth. Daß Haultin der Herausgeber sey, ist noch zweifelhaft. (Dieß und das obige Buch gehören zwar nicht unmittelbar hierher; doch ihrer Seltenheit wegen wollten wir sie nicht übergehen.)

Heures presentées à Mme la Dauphine. 8. — In Paris vom Buchhändler Hansy der Dauphine präsentirt; ohne Ort und Jahr; 260 Seiten mit kleinern und größern Bildern.

Heures, nouvelles, gravées au burin. 12. — In Paris von dem Calligraphen Duval geschrieben, gestochen von

J. Mariette. Ein zweites Mal 1670 in 4. neu aufgelegt.

Horatii opera. 2 Vol. 8 maj. Londini, aeneis tabulis incidit Johannes Pine. 1733—37. — Schön gestochen; die gedrängten holländischen Charactere lassen indeß nicht günstig. Kenner nehmen gleich wahr, ob das Exemplar von den erstern, folglich bessern Abdrücken sey. Bei diesen steht auf der Medaille des Cäsar 1r Bd., Seite 108: Post est, bei den spätern Abdrücken aber corrigirt: Potest. Der Fehler ist also hier ein Vorzug. Ein gut erhaltenes, schön gebundenes Exemplar gilt jetzt 60—70 fl. (C. M.)

Kraus historische Bilderbibel, Fol. Augsburg 1705. — Erklärungen der Bilder auf derselben Seite sind wenig. Das Buch kommt oft incomplett vor.

Dessen: heilige Augen — und Ge-

mälthälast 2c. Fol. Augsburg 1706. — Wie das Vorige, der gestochene Text unterhalb der 120 Bilder.

Lafontaine: fables choisies mises en vers. 6 Vol. 8. Paris 1765 — 75. — Die Figuren von Fessard, der Text von Montulay gestochen, 30 — 36 fl. werth. Eine andere Ausgabe dieser Fabeln mit gestochenem Texte, in 18. wurde im Jahr 1787 unternommen; sie ward aber nicht vollendet; eben so gerieth eine spätere mit stenographischen Characteren, bei Bertin, ins Stocken.

Legende, la, joyeuse, ou les cent et une leçons de Lampsaque, 24. Londres, 1749. — 2. Suite de la légende joyeuse, 24 Londres, 1750. — 105 Seiten mit äusserst kleinen, doch leicht leserlichen Lettern. Es existirt davon ein wiederholter Abdruck mit denselben Platten; betitelt: Bijou de

société, der aber sehr schlecht ist. Diese Legende ist zuverlässig nicht von Pine, der den Horaz gestochen; sie ist auch ohne Zweifel nicht in London, sondern in Paris erschienen.

Le Hay recueil de cent estampes representant differentes nations du Levant, avec des explications historiques. Fol. Paris 1714. — Dieß Werk ist auch an sich bemerkenswerth; es gibt nur sehr wenige complette Exemplare davon. Es muß eine Vorrede, die Anecdoten von der Gesandschaft Ferriols *) an die Pforte (auf

*) Dieser Ferriol ist der nämliche, welchen Ludwig XIV. beauftragte, ihm in Constantinopel das Exemplar des vollständigen Livius zu verschaffen und wozu er ihm hunderttausend Thaler anwies. Ungeachtet dieses glänzenden Anbots gelangte Ferriol doch nicht zu dem Manuscript. Ein Mehreres siehe liter. Anzeiger. (Wien) 1822. Nro. 5.

dessen Veranlassung das Buch erschien) und ein Blatt türkischer Musik dabei seyn. Die 100 Abbildungen müssen gut illuminirt seyn. Ursprünglich waren sie ohne Text; 1715 wurden sie gedruckt dazu geliefert, und als dieser vergriffen war, ließ man ihn dazu stechen. Ein vollständiges Exemplar ging in der La Vallierschen Auktion um 18 Livr. weg.

Lescloche: abregé de la philosophie en tables. 4. 1651. — Besteht aus einer großen Menge von Tabellen, von Reicher gut gestochen.

Lister: historia conchyliorum libri, cum appendicibus 5 Part. Fol. Londini 1685—93. — Enthält mit Inbegriff des Textes 1057 Tafeln, und wurde 1792 bei Mirabeau um 1091 Livr. 19 Sous erstanden.

Mirys: figures de l'histoire de la

republique romaine, accompagnées d'un précis historique. 4. Par. an VIII. — Auf Velinpapier, 118 Bilder enthaltend; der gestochene Text unter jedem nimmt den halben Raum ein. Die 11 Seiten betragende Einleitung ist typisch.

Montesquieu: le temple de Gnide. Paris 1772. — Reizend gearbeitet. Die Kupfer sind nach Zeichnungen des Ch. Eisen von le Mire, der Text von Drouet gestochen.

Officium, beatae Mariae Virginis, 12. Venetiis 1740. — Der Text ist nicht schlecht gestochen; die Bilder sind artig.

Ponce et Godefroi: la guerre d'Amerique. 4. — 16 Scenen mit Text, vortrefflich gestochen.

Processionale ordinis Carmelitorum.

4. Lugduni 1739. — Sowohl der Text als der Kirchengesang von Jacquemont gestochen.

Saulat sieur des Marez: mutus liber in quo tamen tota philosophia hermetica, Fol. Rupellae 1677. — Besteht aus 15 gestochenen Blättern, eine Art Hieroglyphen darstellend. Barbier in seinem Dictionnaire des anonymes nennt den Arzt Tollé als Verfasser.

Sentimens d'une ame penitente sur le pseaume Miserere, par Mme D*** traduit en vers. 4. Munich. — Von F. X. Jungwirth geschrieben und auf 99 Platten gestochen. Marie Antonie, Churfürstinn von Sachsen, ist die Verfasserinn.

Tavolette chronologiche, contenente le serrie de, Papi etc. 8. Roma, 1779. —

64 Seiten gestochen von Seranzoli; kleine Charactere, schlecht ausgeführt.

Virgilii opera, ex antiquis monumentis illustrata, cura, studio et sumptibus H. J. Armigeri Rufforti Toparchae. 5 Vol. 8. *) Hagae. (1753 — 67.) — An dieser Ausgabe sollen mehrere englische und holländische Künstler gearbeitet haben. Janson in seinem angeführten Buche glaubt, Marc. Pitteri in Venedig habe Alles allein gestochen. Das Werk ist mit unzähligen Figuren geziert, worüber der 5. Band ein räsonnirendes Register von dem fleißigen

*) Ich hatte eines in klein 4. Format, das ich für den Preis von 38 Duc. dem Dr. Heastly in London verkaufte. Die Exemplare dieser Gattung sind sehr selten, weil, wie es heißt, Catharine II. sie aufkaufen ließ. Fournier sagt in seinem Dictionn. de Bibliogr., daß es Exemplare gebe, deren Text nur auf Einer Seite gedruckt sey.

Sarius enthält. In der Schönheit der Lettern steht es dem Pineschen Horaz nach.

Virgilii Bucolica et Georgica, tabulis aeneis olim a J. Pine illustrata, in lucem profert Rob. Edge Pine. 2 Tomi. 8. maj. Londini 1774. — Peignot meint, mit dem Stiche sey schon 1755 angefangen worden.

Vita B. P. Jguatii Lojolae. 4. Romae 1609. — 79 Tafeln, unten die Erklärung.

Vita B. Patris Jgnatii Lojolae etc., quam Ribadeneira olim scripsit deinde Matriti pingi etc. Fol. Antverpiae 1610. — Von Cornel und Theod. Galler gestochen.

Wir wollen uns einstweilen mit den Vorgenannten begnügen, und Weiteres auf eine folgende Gelegenheit versparen.

Benvenuto Cellini's berühmtes Salzfaß in Wien.

Dieses Salzfaß, oder vielleicht würdiger bezeichnet: dieser Tafelaufsatz findet sich unter den Merkwürdigkeiten der Ambraser-Sammlung im Belvedere, von welcher der gelehrte Custos derselben, Hr. Al. Primisser eine meisterhafte Geschichte und Beschreibung geliefert hat *). Gewiß mit vol-

*) Die kais. kön. Ambraser-Sammlung, mit 2 Steindruckblättern. 8. Wien bei Heubner 1819.

lem Rechte räumt Hr. P. diesem Kunstwerke in Ansehung der vielseitigen Bedeutsamkeit den ersten Rang unter allen artistischen Gegenständen der Ambraser=Sammlung ein. Es kann daher uns, die wir so glücklich sind, dieses kostbare Stück zu besitzen, auch nicht anders als erfreulich seyn, wenn solches durch die in Paris so eben erschienenen Memoiren Benvenuto's erst eine eigentlich universelle Bekanntwerdung erfährt. Das Buch ist betitelt: Mémoires de Benvenuto Cellini, orfèvre et sculpteur florentin, écrits par lui même, où se trouvent beaucoup d'anecdotes curieuses touchant l'histoire et les arts; traduits de l'Italien par M. T. de Saint Marcel. 8. 1822. (Preis 7½ Frank.) Man sieht, daß Hr. St. Marcel oder sein Verleger sich besser auf das Titelmachen verstanden, als Herr v. Goethe. Eben so weicht der Text dieser beiden Bearbeitungen von einander ab. Doch — lassen wir dies

Alles dahin gestellt seyn, um uns einen Augenblick mit dem herrlichen Kunstwerk zu beschäftigen.

Zur Verfertigung dieses Salzfasses ward Benvenuto durch den Cardinal von Ferrara veranlaßt. Mehrere Gelehrte, Künstler und zwei Hofleute des Cardinals boten ihm Entwürfe und Zeichnungen dazu an. Das stolze Selbstgefühl des Meisters aber verwarf sie alle. Er wollte mit dem Ruhm der Ausführung auch den der Erfindung verbinden, und bildete sofort aus der eigenen Fülle seines schöpferischen Genius das Modell aus Wachs. Hierüber sagt Benvenuto selbst, nach den Worten der Götheschen Uebersetzung seiner Autobiographie, Folgendes: „Ich nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwei Figuren, einen guten Palmen groß, die mit

verschränkten Füßen gegen einander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht; das Meer, als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte; darunter hatte ich vier Seepferde angebracht, und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben. Die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt, und so anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer erhalten sollte; sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses, mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raume Statt finden

konnten. Uebrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen."

Dieß ist nun wohl auch die anschaulichste Beschreibung des berühmten Kunstwerkes, von Goethe mit der ihm eigenen plastischen Ausführlichkeit wieder gegeben, was man ihm hier Dank wissen wird. Der franz. Memoirist führt folgende Stelle an: „Ich bildete ein Oval von 15 Zoll Höhe. Zwei Figuren, die so in einander verschlungen waren, wie Meer und Land, regierten es, und trugen ein Schiff als Salzbehältniß. Die eine stellte den Neptun vor, mit dem Dreizack in der Hand, von vier Seepferden gezogen; die andere die Erde, als ein schönes Weib, das sich mit dem einen Arm auf einen Tempel stützt, worin der Pfeffer aufbewahrt ist, im andern trägt sie ein Füllhorn. Unten derselben hatte ich alle Thierarten angebracht, die sie ernährt; unterhalb des Meeres alle darin lebenden Fische."

Diese beiden Stellen mögen hinreichen, unser Kunstwerk zu versinnlichen; Benvenuto in der Goetheschen Ausgabe spricht im zweiten, fünften und achten Capitel des dritten Buches davon. Hingegen glauben wir jene Worte, welche in dem alten Inventarium der Ambraser-Sammlung vorkommen, nicht übersehen zu dürfen. Sie lauten also: „Auf dem überlegt runden schwarzen Gefäß, so aller Orth mit lotigem Gold beschlagen, 2 ganz guldine gegen einander lärnende Pilder als: Neptunus rund dein Weib, so Kinig Carl zu Frankreich der Fr. Dt. (fürstlichen Durchlaucht) verehrt hat, wiegt 26 Mck. 2 Lot."

In Metall ausgeführt wurde dieses Salzfaß erst geraume Zeit nach der Verfertigung des Wachsmodells. Franz I. von Frankreich hatte nebst Leonardo da Vinci, Primatice und andern ausgezeichneten Künstlern, auch den berühmten

Goldschmied Benvenuto Cellini nach Paris gezogen. Der kunstsinnige Monarch überhäufte ihn mit Zeichen seiner Freundschaft und mit wahrhaft königlichen Gunstbezeugungen. Benvenuto selbst erzählt einen sprechenden Zug von des Königs erhabener Gesinnung. Einst klopfte ihn dieser auf die Schulter und sagte: Mein Freund, ich weiß nicht, wen ich glücklicher preisen soll: den Fürsten, der seinen rechten Mann findet, oder den Mann, der einen Fürsten findet, wie er ihn braucht. Darauf erwiederte der Künstler: „Wenn ich dieser Mann wäre, so würde ich mich glücklicher preisen, als den Fürsten," worauf der König sinnreich genug antwortete: Sagt, daß Beide gleich glücklich sind." Franz besaß schon einen Becher und ein Becken von Benvenutos Arbeit, und wünschte nun auch ein Salzgefäß ähnlicher Art. Als der Künstler ihm hierauf das wächserne Modell vorwies, fand es dergestalt des Königs Beifall, daß er

verlangte, es in Gold auszuführen, und dazu sogleich die nöthige Summe von tausend gewichtigen Goldgulden bei dem Schatzmeister anwies. Benvenuto schritt nun ans Werk, und vollendete es mit Hülfe mehrerer vornehmlich deutscher Gesellen, deren Geschicklichkeit und Fleiß er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er setzte das Salzfaß auf eine Grundlage von Ebenholz, umschlossen von einem Gurt mit acht Figuren von Gold geschmückt, Nacht und Tag, und die vier Hauptwinde vorstellend. Die zwei Vorderseiten des als Pfeffergefäß dienenden Tempelchens zeigen die drei Lilien Frankreichs, und den Buchstaben F, neben dem ein Drache und die königliche Krone blau emaillirt angebracht sind. In den prächtigsten Schmelzfarben prangen die Blumen, Früchte und Thiere. Das Werk ist Grosserie-Arbeit, die darin besteht, daß über Erz- oder Thonmodelle die Gold- oder Silberplatten getrieben, und die Figuren stückweise

ausgehammert worden, worauf man dann die Stücke zusammen fügt. Von dieser Manier wird Benvenuto selbst als der Erfinder betrachtet. Der 9te Abschnitt seiner Lehre von der Goldschmiedekunst handelt von ihr.

Unser berühmter Tafelaufsatz befand sich bis zur Zeit Carls IV. des Enkels Franz I, im königlichen Schatze. Carl verehrte ihn dem Erzherzog Ferdinand, mit dessen Nichte Elisabeth, der Tochter Kaiser Max. II. sich jener im Jahre 1570 vermählte, wo Ferdinand bei der Trauung zu Speier des Bräutigams Stelle durch Procuration vertreten hatte.

Noch prächtiger und kunstvoller soll das Modell eines Springbrunnens gewesen seyn, welches Benvenuto dem König Franz überreichte. Es wurde aber nicht ausgeführt.

Amnestik, oder die Kunst zu vergessen.

Jedermann wünscht sich ein treues Gedächtniß, sey es zur Erleichterung der Berufsfunctionen, sey es zu einem luxurioseren Leben des Geistes ꝛc. — Das Gedächtniß ist, wie Schiller irgendwo sagt, „das Arsenal des Verstandes;“ und hat man auch in früherer Zeit hier und da gefaselt, ein starkes Memorium sey ein Zeichen eines schwachen Kopfes, so beweiset das nur, daß man auch in früherer Zeit hat albern seyn können. Die Cicerone (wenn man hier pluralisiren darf)

haben immer ein tüchtiges Gedächtniß gehabt. Ein Cyrus weiß, wie Scipio Africanus, jeden einzelnen Mann seiner Armeen beim Namen zu nennen, ein Seneca kann 2000 Wörter und 200 Verse, so ihm vorgelegt, nach einer einzigen Durchsicht vor- und rückwärts hersagen; ein Mithridates versteht 25 Sprachen; ein Picus von Mirandola recitirt drittehalb tausend vorgesagte Namen in derselben Reihe pünctlich her. Eben so erstaunenswerth ist es, wenn wir hören, daß in neuerer Zeit ein Scaliger in 21 Tagen den Homer, und in 4 Monaten alle griechischen Classiker auswendig lernt; daß ein Gesner es (wie in [illegible] vermischten Schriften gerühmt wird) 42 Sprachen versteht *), und der

*) Wiewohl [illegible] ein Unterschied zwischen Verstehen und Können, zwischen Reden und Schreiben, ohne das Entscheidende Viel dabei in Anschlag zu bringen. Anm.

Rector Bauer in Hirschberg (laut Meusels histor. literar. Unterhaltungen) alle lateinischen Classiker dermaßen inne hat, daß er bei deren Erklärung gar kein Buch braucht. (Sein treffliches lateinisches Wörterbuch,) so, wie seine andern Schulbücher, soll dieser Bauer ohne besondere Vorbereitung, ganz aus dem Kopf niedergeschrieben

[illegible]

ders ist das Reden überhaupt. Leute, die viel herum gekommen, Reisende, Gereisete, Commis, Kammerdiener, Militairpersonen reden oft allerhand Sprachen auf allerhand Weise, wissen sie aber selten zu lesen, noch seltener zu schreiben, am allerwenigsten correct zu schreiben. Es gibt Bediente, so ein Dutzend Sprachen kennen und können. Es gibt aber hinwieder Gelehrte, die nur 6 verstehen; das ist so die gewöhnliche Dosis. Der Werth liegt im Grammaticalischen, im Geist der Sprachen, im Wissenschaftlichen. Daß unser gelehrter Gatterer 42 Stück Sprachen also soll verstanden haben, ist schlechterdings unmöglich.

haben, und was derlei curiöse Exempel mehr seyn mögen.)

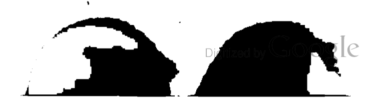
Troß mancher pedantischer Einrede war Mnemosyne den Alten theuer und lieb. Quinctilian macht ein treues Gedächtniß zur Bedingung eines guten Kopfs; Cicero nennt ein solch thesaurum rerum omnium. Nur das Genie hat das privilegium exclusivum, ein mittelmäßiges oder schlechtes Gedächtniß zu haben, denn die Genies sind nicht Leute von Kopf, sondern von Geist, und der Geist, das unermeßliche Surrogat aller mechanischen Kräfte der Seele, die er leicht entbehrt und noch öfter verschmäht. Genies sind Excesse der Natur. Ordentliche Leute von Vernunft, Verstand und Kopf, diese Säulen der wahren Aufklärung und gesellschaftlichen Glückseligkeit, wenn es eine solche geben darf, können eines wackern Gedächtnisses nicht entrathen. Ein Schulmann, ein Kanzelredner, ein Di-

plomatiker, ein Kaufmann, eine Amtsper-
son, müssen ein gutes Memorium haben.
Man verzeiht ihnen eher den Mangel an
Urtheilskraft, als den des Gedächtnisses.
Siehe die Weltgeschichten.

Wie aber die Natur überall der Kräfte
der Kunst bedarf, so hat man auch schon
in den ältesten Zeiten auf Mittel gesonnen,
ein gutes Memorium zu bewahren, ein schwa-
ches zu verstärken. Die Theorie der Mne-
monik entstand. Kästner hat darüber ein
schätzbares Werk geliefert. In neuester Zeit
bildete sich das System noch scharfsinniger
aus, Aretin, Feinaigle, Durchet ꝛc.
haben es mit Glück versucht, der Mnemonik
einen festen practischen Werth zu verschaffen.

Ist das Gedächtniß nächst der Wich-
tigkeit für das bürgerliche Leben, das Con-
servatorium für die höhern und edlern Ge-
nüsse des Geistes, so muß es nothwendig

auch deren unbarmherzige Geißel zugleich seyn. Das nämliche Vermögen, angenehme Eindrücke zu behalten, ist zugleich derjenige Fluch, die bittersten zerstörendsten Impressionen zu bewahren. Man ist entzückt über eine segenreiche Ernte und trostlos bei dem Verlust einer Geliebten. Die Idee des Verlustes zerstört die Freude des Gewinnes, oder führt wenigstens einen Kampf herbei, der für das Subject allezeit ermüdend, oft gefährlich, und eben so oft verderblich seyn muß. In einer und derselben Kammer sind der zärtlichste Freund und der grimmigste Feind zusammengepfercht; das Lamm und der Tiger in Einem Behältniß; in Einem Raum Engel und Teufel; das Paradies und die Hölle in Einem Gehirn. Das ist's, was das Mark des Lebens verzehrt, den Nervengeist auspumpt, die Existenz reducirt, den Organismus schnell wie der Blitz vernichtet, oder langsam mit Henkersfrist wie Aqua Toffana vermürbt und verkümmert.



Das Gedeihliche anzuziehen, das Schädliche abzustoßen, liegt in der Natur eines jeden athmenden Wesens. Man hat die Gewohnheit zu essen, wenn man hungrig ist; einen Ueberrock anzuziehen, wenn es friert. Das ist sehr natürlich und sehr löblich. Man ist philosophisch beim Thierischen, und thierisch beim Philosophischen. — Wie man die Maschinen cultivirt, conservirt und cajolirt, so sollte man es mit der Seele rücksichtlich des Gedächtnisses halten — halten können.

Von Themistockes, diesem Virtuosen des Memoriums, der die Namen aller Bürger im Kopf hatte, sagt Cicero, daß er sich eher die Kunst gewünscht habe, zu vergessen als das Gedächtniß zu vervollkommnen. Hinc lacrimae! Da liegts, hier ist das Geheimniß des Lebensglücks, das gewaltige Räthsel des Gleichgewichts mit sich selber. Wer sein Gedächtniß so dressiren kann, daß er nur die angenehmen Ein-

drücke behalte, die unangenehmen aber sogleich annullire, amortissire, oder noch künstlicher verfahrend, von diesen eben nur so viel adoptire, als ersprießlich wäre, jene zu würzen: der müßte nothwendig das Ideal des zufriedensten, folglich des glücklichsten Menschen seyn. Meine segenreiche Ernte würde nicht aufhören mich zu entzücken, denn der Verlust meiner Geliebten hätte nicht angefangen, mich mit Trostlosigkeit zu erfüllen: dieser Verlust selbst wäre augenblicklich auch wieder verloren gewesen: Verlust des Verlustes Gewinn, Nichtverlust. Also lauter Rosen und kein einziger Dorn!! Aber die Theorie, die Theorie! Non licet omnibus adire Corinthum! „Kein Arzt kann das Gedächtniß von seinem Aussatz reinigen," sagt der Verfasser der Schuld. Nun da muß denn der Patient sich selber operiren. —

„Abstraction ist das Arkanum. Ubi

medicamenta non sanant, ferrum sanat, ubi ferrum non sanat, ignis sanat, sind Worte des Evangelisten Hippocrates. Das „ignis“ ist hier die Abstraction. Jedermann abstrahirt, ohne es eben zu wissen, zu merken. Was schon da ist, verträgt leicht eine Steigerung, und die Kunst vermag Alles, noch mehr als die Natur, weil die Natur selbst ein Product der Kunst, Ausfluß der höchsten Kunst ist. — Vide ist das biblische Buch von der Genesis. Ist gleich das Vergessen schwerer als das Behalten, wie das Lassen schwerer als das Thun, wie alles andere Erhabene schwerer als das Gemeine, so ist doch der Reiz des Zwecks und Erfolgs zu stachelnd und zu köstlich, um sich nicht im Versuch zu versuchen. Magnum voluisse sat est, es ist überall falsch, es muß heißen: non sat est. — „Die Menschen sind nur darum unglücklich, weil sie nicht abstrahiren können.“ Meister Kant dixit: die Kunst zu vergessen, eine

Metaphysik der Abstraction, wäre die Kunst glücklich zu seyn. Vor Allem müßte man vergessen, daß die Kunst zu Vergessen eine unmögliche Kunst sey. Vergessen wir uns doch so oft selbst, warum sollten wir es nicht dahin bringen können, die Einwirkungen zu vergessen, welche machen, daß wir uns selber vergessen.

Die Kunst zu vergessen, oder präciser Amnestik, Amnestonik, wäre ein schöner Stoff für eine Preisaufgabe. Wenigstens würde die Speculation viel dabei gewinnen. Das Skelett zu einem solchen Tractätlein habe ich längst entworfen. Aber ich bin ein zu schlechter Psycholog und zu faul oder zu ungeschickt ein besserer zu werden.

Betrachtungen über die Dichtkunst *).

Die Dichtkunst ist kein erworbenes Geschick; sie ist ein Geschenk der Natur, eine himm-

*) „Essai analytique sur les decouvertes capitales de l'esprit humain, composé pour la Société roy. de Londres etc. par Son Altesse Monseigneur le Prince Louis Gonzaga de Castiglione, de l'academie royale des sciences de Berlin et d'autres sociétés litéraires. 2me édit. (Vienne, imprim. de Degen.)!“ Ich werde noch mehrere Stücke aus diesem merkwürdigen Buche übersetzen.

lische Eingebung, ein Erguß des Genies. Dichter hat es schon während der Wiegenzeit der Künste und der Morgenröthe der Wissenschaften gegeben, und diese ersten Poeten haben sich zu einer Höhe der Vollkommenheit erhoben, welche ihre Nachfolger stets in Verzweiflung setzen wird. Sie hatten den wunderbaren Vorzug, sich solcher Gegenstände zu bemächtigen, die für das poetische Colorit am empfänglichsten, und großer Wirkungen am fähigsten waren; sie mahlten nach der Natur, und diese Natur war damals neu. — Wie mußte ein schönes Vorbild nicht fühlende Seelen, lebhafte Phantasien und Genies begeistern, die, als die ersten, nothwendig originell waren? In der That sind es die alten Dichter, bei denen man alle Arten von Schönheiten suchen muß, welche aus einer glücklichen Wahl, einer imposanten Anordnung, aus einem rechten und wahren Ausdruck, und aus alledem hervorgehen, was die Harmonie diesen



Schönheiten des ersten Ranges Reitzendes verleihen kann. Auch haben diese Dichter ihren Nachfolgern nichts übrig gelassen, als die Freiheit zu copiren, die nämlichen Gemählde nachzuahmen, oder die verschiedenen Parthien anders zusammen zu setzen. Jene haben von der Natur Besitz genommen, und die Kunst erschaffen, ohne daran zu denken. Diese haben das von sich geglaubt, weil sie aus den Meisterwerken Jener die Regeln geschöpft; jene haben den Vorzug der Erfindung, der Darstellung des wahrhaft Schönen: Diese glänzen durch Geschmack, Eleganz und den Reichthum des Details; aber immer zu sehr für das conventionell Schöne eingenommen, stets geneigt, die Natur den Launen der Gesellschaft und oft den Einbildungen der Mode unterzuordnen oder aufzuopfern; können sie nicht jene Stärke haben, deren Mutter die Wahrheit der Empfindung ist, noch sich jenem großen poetischen Character anders als durch eine weise

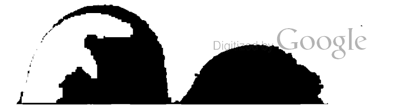
Nachahmung der Alten nähern. Es ist selbst sehr zweifelhaft, daß eine bis auf das Aeußerste, bis auf den Grad der Manierirung civilisirte Nation, ihren guten Geschmack in seiner ganzen Reinheit, die schönen Künste in ihrer ganzen Vollkommenheit, bewahren könne.

Die Poesie kann als der Zaubertraum der Philosophie betrachtet werden, sie beschäftigt sich mit denselben Gegenständen, mit den Menschen und der Natur, dieß jedoch weniger, sie von Grund aus zu kennen, als zu mahlen und sie zu verschönern. Die Wahrheit ist das erste Muster ihrer Schilderungen, wie sie der höchste Zweck der philosophischen Arbeiten ist; aber es ist die mögliche, ideale Wahrheit, empfänglich für die Ausschmückungen der Dichtkunst, der sie Bewegung, Handlung und Leben verleiht. Durch diese wunderbare Kunst geschieht es, daß sie nach Belieben sanfte Regungen oder

heftige Leidenschaften in den Gemüthern erregt. Von gekrönten Lastern und glücklichen Verbrechen stellt uns die Geschichte nur zu getreue und demüthigende Gemählde auf; die Poesie, dem moralischen Bilde des Menschen schmeichelnd, gibt ihm eine hohe Idee von sich selbst, erweckt in seinem Herzen das Gefühl seiner Würde, und haucht ihm jenen edlen Stolz ein, der Alles, außer der Tugend unter sich zieht. Eben so hat sie jederzeit die Wonne edler tugendhafter und empfindsamer Seelen gemacht: die Liebe zur Freiheit, den Abscheu der Sclaverei, den Haß gegen Laster und Ungerechtigkeit, die Anhänglichkeit an die Gesetze, die schönen Handlungen, solcher, die der ganzen Menschheit Nutzen bringen. Das ists, was die Dichtkunst der Unsterblichkeit weiht, und unsere Nachahmungen empfiehlt; das ists, was ein Homer, ein Virgil, Dante, Milton, Corneille und andete seltene Genies gefeiert, welche die Wonne und Be-

wunderung aller Jahrhunderte ausmachten, und bleiben werden.

Jener philosophische Dichter, jener vernunftfröhliche Schilderer, dessen Verse von Enthusiasmus eingehaucht, von gutem Geschmack eingegeben, und mit Allem gewürzt sind, was die Höflichkeit Köstliches hat, Horaz hat in seiner Dichtkunst, diesem „Meisterstück eines Vernunftbildes“ (de la raison en image) die Aehnlichkeit der zwei göttlichen Künste, der Mahlerei und der Poesie, eben sowohl gekannt als vollkommen dargestellt. Es ist eine Wahrheit, die allen gebildeten Nationen und aufgeklärten Jahrhunderten eigen seyn wird, daß ein Gedicht, welches nicht schöne Gemählde darbietet, solche, die nicht auch durch den Pinsel verwirklicht werden könnten, nichts sey als abgemessene, tactmäßige Prosa. Und diese Wahrheit selbst könnte in einem Gemählde ausgedrückt werden, vorstellend die Poesie



und Mahlerei, sich zum Zeichen ewiger Vereinigung die Hände gebend, in Gegenwart Apolls, der ihren Schwur empfängt, und aller Musen, welche ihren Beifall zollen. Wirklich sind die berühmtesten Werke der großen Mahler nur Copien der Schilderungen großer Dichter. Zeuxis und Apelles sind alles dem Homer schuldig; Glaucus muß seinen Laocoon, und Giulio Romano seinen Riesensturz dem Virgil verdanken. Michael Angelo sein letztes Gericht dem Dante; Guerccin Armidens Entführung dem Tasso; Raphael seine athenienſische Schule dem Plato und Ariost. Sind diese Beispiele nicht hinreichend, uns die Ueberlegenheit der Poesie über die Mahlerei darzuthun? Diese ist auf die Vorstellung eines einzigen Augenblicks beschränkt, und wiewohl sie durch die Magie des Pinsels zuweilen eine Idee von der Unermeßlichkeit des Raums gibt; so hat sie doch diese Herrschaft nicht über die Zeit.

Durch Kunst und Genie wird sie wohl den vorangegangenen Moment errathen und den zu erfolgenden ahnen lassen. Aber sie wird nie mehr als einen einzigen, allen andern Handlungen vorangegangenen Moment errathen und den zu erfolgenden Act schildern können, der folglich von allem Interesse der Steigerung beraubt seyn muß, während die Poesie das Maß des Raums und der Zeit umfaßt, sich selbst ihre eigenen Gränzen vorschreibt, und sich ihre Bahn nach der Größe des Gegenstandes bestimmt. Ihre Gemählde sind eben so beweglich als harmonisch; sie lassen dem Geiste die feinsten und weisesten Nüancirungen fühlen, die die Sinne nicht fassen können, und sie stellen der Einbildungskraft ein imposantes Ganzes dar, von welchem die Kunst des Mahlers kaum einige Details liefern kann.

Wenn es erlaubt wäre, das physische Licht, das unsern Augen scheint, mit dem

intellectuellen des Geistes zu vergleichen, so würde ich sagen, daß die Natur uns dieses nur mit einer Art von Sparsamkeit gestatte; daß sie Keinem von uns den ganzen Bündel dieses reinen Lichts, so wie er in ihrer himmlischen Quelle entspringt, verliehen, sondern daß sie ihn mit ihrem haushälterischen Prisma in eine Menge einfacher Strahlen versetzt und einen Jeden von uns nur mit einem einzigen solchen Strahl beschenkt habe, dessen eigene Farbe in allen Productionen unsers Geistes vorherrscht, und ihren Hauptcharacter bildet. So sehen wir in der Poesie und Mahlerei immer das Gepräge des überwiegenden Eindruckes der Seele, und nie die Totalität der vereinigten Vollkommenheit. In Homer den Enthusiasmus der Composition und eine üppige wahr sublime und natürliche Eloquenz; in Virgil die süße und zärtliche Empfindsamkeit bei einer unterhaltenden, harmonischen und präcisen Beredsamkeit; in Dante das

schrecklich Mahlerische, die verschwenderische und stets vergnügende Verschiedenheit; im Ariost, in Crebillon das schrecklich tragische; die Größe der Gefühle in Corneille; in Racine melodische Sprache; die Vollkommenheit der dramatischen Kunst in Voltaire: das sind die characteristischen Züge dieser großen Dichter. Eben so characterisiren die hohe Einsicht der Zeichnung und Anatomie, die verführerische Anatomie, die verführerische Magie des Colorits, das Entzückende der idealischen Schönheit, die Zauberei der Anmuth, das Feuer der Leidenschaften, die Stärke der Composition anderseits, die Talente des Michael Angelo, des Titian, des Raphael, der Correggio, Dominichin und Rubens.

Anacreon und Theocrit unter den Griechen, Ovid und Tibull unter den Römern, der Verfasser des Pa=

stor Fido (Guarini), des Aminto's (Tasso), und Sannazar unter den Italiänern; die Thomsons in England, die Geßner und Haller in Deutschland, die Lafontaines, Gressets und Nivernois in Frankreich sind Muster jener leichten eleganten und naiven Poesie, die über die Oberfläche hinwegflattert, nur die Blumen pflückt, die Belehrung unter lachende Emblemen, unter unnachahmlichen Fabeln, in denen Thiere und sogar andere unbeseelte Wesen den Menschen so schöne Lehren geben, verbirgt: immer Geschmack, Eleganz, Leichtigkeit und überall ein Reiz, eine Harmonie, welche unter den Strichen der Wollust die Tugend liebenswürdig machen; mit Einem Worte: Albanos Pinsel von Spielen, Frohsinn und Grazien umgeben, die einen Lorbeerkranz durchschlingen, um die unschuldige Liebe zu krönen.

Maculatur, eine Preisaufgabe.

So und so viel gute Groschen *) Demjenigen (man verspricht sogar, Wort zu halten), welcher ein Mittel ausfindig macht, das sogenannte Maculatur (wie degra-

*) Diese Proclamation kann an die lieben Deutschen gerichtet scheinen, wo die Sachen der Technik und großer Gemeinnützigkeit, die Groschen, wie bekannt, eben so viel bedeuten, als bei den Franzosen die Louisd'ors und bei den Engländern die Guineen; daher diese Groschen auch gute Groschen heißen. Und übrigens machen viele gute Groschen auch wenige Louisd'ors und Guineen aus.

dirend für die Gelehrtenrepublick, das mit Geistesmanifesten bedruckte Papier, Schmutzpapier zu nennen!) zu reinigen, diese Mohren wieder weiß zu waschen, dem Lumpenfabrikat seine Unschuld und ihre Farbe zu geben! Wie vielseitig, wie eingreifend wäre das Verdienst dieser Kunst!! Einmal moralisch, (nur von dieser Seite wollen wir jetzt das Ding betrachten) da sie die Unbesonnenheit oder Ignoranz des resp. Hrn. Verfassers (oder wohl Beide zugleich), so wie den Mißgriff des ohne Zweifel eben so resp. Hrn. Verlegers (als Accoucheur des Autors, seiner fausses couches) wieder gut machte, sie der prostituirenden Verewigung, dem Pranger der Nachkommenschaft, ja gleichsam dem Auge der Welt entzöge. Was ungeschickt und schlecht gemacht ist, bestrebt man sich schon aus natürlichem Instinkt, zu verheimlichen, zu unterdrücken, ungeschehen zu machen (ungeschehen, welch ein Gräuel für die Logik, welch ein

Fund für die Diplomatiker) oder wenigstens zu maskiren. So begräbt man nach einer verlornen Schlacht in möglichster Eilfertigkeit seine Todten; so überstreut der Straßenpflasterer sein lockeres Machwerk mit überfüllender Erde (wie Aeskulaps Söhne ihre Schnitzer (—) daher unter ihnen kein Hagestolz sollte geduldet werden, um den verursachten Abgang der Generation zu ersetzen); so bietet man bei den großen Hinrichtungen, Affairen und Treffen genannt, alle Kunst auf, so viel Exemplare seines Nächsten, als möglich zu masacriren und zu blessiren, um sich in dem nämlichen Augenblicke alle erdenkliche Mühe zu geben, sie zu curiren, wobei der Tödter und der Heiler gleich bezahlt, gleich belohnt werden. Doch, wimmelt es von solchen Widersprüchen in Monarchien, so mögen sie im Gelehrtenstaat, der nur eine Republick seyn soll (wiewohl er im Grunde nur ein despotischer Staat ist) um so eher hingehen.

Also — die ehemaligen Zeugen der Etourderie vom reinen Boden zu exorciren, und zu machen, daß mit dem Papier nicht auch die Reputation des Autors und Druckers makulirt sey und bleibe, das wäre wohl allerdings ein moralisches Verdienst.

Nun wäre solches aber noch einmal moralisch, wenn man anders die Verhinderung der Profanation so nennen kann, woran doch niemand zweifeln wird. Es ist nämlich schon ein vornehmes Schicksal des Maculaten, ja eine Art Promotion, wenn es zu Käse-Enveloppen, Pfeffer- und Tabakdüten verwendet wird, ein distinguirteres Schicksal, denn man weiß, wie entsetzlich irdisch und materiell diesen gefallenen Geistesengeln auch sonst mitgespielt wird, wie abscheulich sie in ihrer maculirten Categorie noch übertroffen werden. Es gibt z. B. Literatur für den Gegenstand eines gewissen Hausschildes in Th....s

Reisen, und die ist noch dazu meist Literatur der Literatur selbst. — Ist es nicht schauderhaft, zu erwägen, daß ein Werk, das noch vor einigen Monaten in allen öffentlichen Blättern, ja in gewissen Literaturzeitungen mit aller Emphase herausgestrichen und empfohlen worden, jetzt schon den Weg alles — Papieres wandelt? Oft noch vor wenigen Wochen war dieß oder jenes Werk, nach der Ankündigung des Verlegers, die Befriedigung eines längst und lebhaft gefühlten Bedürfnisses des gebildeten Publikums *); und nun auf einmal muß das pompöse Product dazu dienen, ein Stück Groyerkäse oder Veroneser einzuwickeln, oder sich bei gleichfalls lebhaft gefühlten Bedürfnissen, die eben sowohl auch das nicht gebildete,

*) Vor einigen Jahren hieß es auf den Anschlagzetteln: Schon lange ist der Wunsch des gebildeten Publicums, eine vollständige Ausgabe von Spieß Werken zu besitzen, Diese und Jenes!)

wie das gebildete Publicum, längst und nicht längst, angewandelt, verwenden lassen. Das ist haaremporsträubend, oder wenigstens verdammt demüthigend. Ein Herr N. N. oder N. N. läßt eine Weltgeschichte drucken; sein Verleger habe zufällig und animos einen Käsehändler zum Nachbar (man weiß, daß bei Kaiser Joseph dem II. diese beiden Geschäftszweige nicht nur identisch waren, sondern daß er dem Kässtecher noch den Vorzug einräumte, weil dieser über die Güte seiner Waare doch zu urtheilen wisse); Herr N. N. oder ein Bekannter von ihm, läßt ein Pfund Strachin holen, und siehe da, es ist in den Titelbogen seines Werkes eingeschlagen *). Das muß doch wohl pi-

*) Dieser, wiewohl nur ein imaginairer Zug erinnert an die Anecdote eines Pariser Dichters und Pastetenbäckers. Jener hatte auf die Vortrefflichkeit seiner Pasteten ein panegyrisches Carmen drucken lassen, und dieser ihm zur Erkenntlichkeit auch eines sei-

kiren, denn der Trost, daß auf dem natürlichen Wege der Sympathie und Attraction, ein Werk des Geschmackes sich wieder zu einem Werke des Geschmacks finde, wie es hier im vollen Sinne des Wortes der Fall ist, kann ihm nur ein spöttischer Trost seyn. Das Mittel also, durch welch solch gräulichem Unfug, solch schmählicher Profanation vorgebeugt würde, müßte denn allerdings das Verdienst der Humanität haben.

Wie gar mancher Verleger ist bei diesem umgekehrten, oder eigentlich umkehrenden Prozeß, mit jenem Zimmermahler

---

ner Werke, eine volumnose Butterpastete geschickt, und zur Unterlage des Schöngeists Gedicht genommen, der sich dann begreiflich sehr touschirt fand und Genugthuung verlangte. „Sie haben, rechtfertigte sich jener, ein Gedicht auf meine Pasteten, und nun habe ich eine Pastete auf ihr Gedicht gemacht.“ Eh bien!

zu vergleichen, dem man anrieth, die Wände nicht erst weißen zu lassen, und dann zu bemahlen, sondern dieß vorerst zu thun, und hernach erst weißen zu lassen. (Applicative Gedankenstriche sind hier ganz überflüssig.)

So und so viel gute Groschen also dürfte die Kunst, das Maculatur wieder druckbar zu machen, zu demakuliren, ohne Zweifel werth seyn. Und sie zu verdienen, muß doch wohl bei der Allmacht und dem jetzigen Höhepunct der Physik und Chemie keine Hexerei seyn. Ist doch die Schöpfung selbst ein chemischer Prozeß!

Und nun noch ein ernsthaftes Wörtlein. Diese Kunst existirt schon, negativ nämlich. — Ich sage, sie existirt wirklich schon; man weiß gar nichts davon, und sie wird nicht ausgeübt, wie gar viele Künste existiren, von denen man nichts weiß, und die nicht ausgeübt werden. Sie ist so außeror=

dentlich einfach, liegt so nahe, daß es zu verwundern seyn muß, warum man sie so lange habe unbenutzt lassen können. Worin besteht sie? Darin: Man gebe entweder dem Papier, bei dem Act seiner Erzeugung, dem Lumpenbrei schon, einen Character, der es fähig macht, die Schwärze leicht ausziehen zu lassen, oder man bereite diese auf eine Art, daß sie sich wieder ausbringen läßt; Eines oder das Andere, oder Beides zugleich. Beides ist chemisch, folglich — ausführbar. Es handelt sich hier nicht um eine Erfindung, sondern nur um eine Entdeckung, bei allen Inconvenienzen muß man zum Element zurücksteigen, und der Therapie geht die Diagnose voraus.



Mirza Abul Hassan über die Engländer.

Der Persische Bothschafter Mirza Abul Hassan, den wir kürzlich hier gesehen haben, schrieb, während seines vorigen Aufenthalts in London an einen Edelmann, der ihn um die Mittheilung seiner Ansicht über das Englische Volk angegangen hatte, einen Brief. Dieses Schreiben ward sehr wenig bekannt; aber bald darauf ist es in der Literary Gazette abgedruckt und bald darauf eingetroffen. Es lautet wie folgt:

Sir, My = Lord!

„Als Sie mir vor einiger Zeit schrieben, ich möchte Ihnen meine Gedanken über das Schlechte und Gute in diesem Lande mittheilen, sprach ich das Englische nicht gut; jetzt lese und schreibe ich ein wenig besser, jetzt will ich ihnen meine Gedanken sagen. In diesem Lande ist nicht Vieles schlecht, Alles ist sehr gut. Aber wenn ich gar nichts Schlechtes aufzähle, werden Sie sagen — ich schmeichle; deßhalb will ich alle die schlechten Dinge nennen. Ich liebe nicht das Gedränge bei den Abendpartheieen jede Nacht. Bei kaltem Wetter sind sie nicht sehr gut, wie bei heißem Wetter viel zu schlecht. Ich bin sehr verwundert, da jetzt das Wetter alle Tage wärmer wird, die Abendpartheieen immer gedrängter werden. Schöne, hübsche Frauen kommen in Schweiß, das ist nicht sehr gut. Ich fürchte immer, daß irgend eine alte Frau im Gedränge ums Leben komme. Das ist



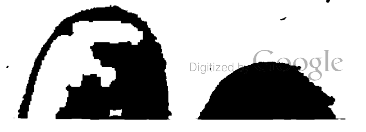
nicht sehr gut und verdirbt mein Glück. Ich meine, alte Frauen über 85 Jahre sollten nicht zu den Abendpartien kommen, das wäre viel besser, warum machen sie sich die Mühe! —

Einige andere Dinge sind ein wenig schlecht, jetzt will ich Gutes sagen. Die Engländer sind alle sehr gut, alle sehr glücklich, thun, was sie wollen, sagen, was sie wollen, schreiben in den Zeitungen, was sie wollen. Ich liebe die Engländer sehr, sie sind sehr gut, sehr freundlich gegen mich. Ich will meinem König erzählen, die Engländer liebten die Perser sehr. Der englische König ist der beste Mann von der Welt, er liebt sein Volk sehr. Die Königinn ist die beste Frau, die ich jemals sah. Der Prinz-Regent, solch ein feiner, eleganter Mann, schöner Mann! Ich verstehe nicht englisch genug, um ihn zu loben, er ist zu groß für meine Sprache. Ich achte

ihn wie meinen eigenen König, ich liebe ihn sehr, seine Manieren sind alle wie Zaubermittel und Reiz. —

Alle Prinzen sind sehr feine Leute, sehr schöne Leute, sehr süße Worte, sehr freundlich. Ich mag sie alle zu gerne leiden. Ich denke, die Lady's und Gentlemen in diesem Lande sind sehr hoch vom Stande, hoch von Ehre, sehr reich (zwei oder drei ausgenommen), sehr gut, sehr freundlich gegen die niedere Classe. Das ist sehr gut. —

Ich ging, um Chelsea zu sehen; alle alte Männer saßen auf dem Gras, im Schatten schöner Bäume, ein schöner Fluß floß darneben, ein herrlicher Platz, viel zu trinken, gute Kleider, alles sehr gut. Sir Gore erzählte mir vom König Carl und König Jacob: ich sagte Sir Gore: sie waren keine Muselmänner, aber ich denke, Gott liebte sie sehr. Gott muß den König



sehr lieben, weil er die Marity aufrecht erhält. Dann sah ich ein kleines Regiment von Kindern zum Mittagessen gehen. Ein kleiner Knabe dankte Gott für Essen, Trinken und Kleider; die andern kleinen Knaben antworteten Alle: Amen! — Da weinte ich ein wenig, mein Herz war sehr froh.

Das Alles ist sehr gut aus zwei Gründen; einmal ist es Gott sehr wohlgefällig, und zweitens fechten die Soldaten viel besser, weil sie sehen, daß ihr guter König sorgt für alle verwundete Väter und die kleinen Kinder. Da ging ich nach Greenwich, der Ort ist zu gut. Solche schöne Aussicht macht mich ein wenig krank vor Freude, alle alte Männer sind so glücklich, haben gutes Essen, schöne Häuser, schöne Betten, alles sehr gut. Dieß ist ein sehr gutes Land.

Die englischen Frauen sind sehr hübsch,

sehr schön. — Ich bin viel gereist, bin in Arabien, Calcutta, Hyderabat, Pünah, Bombay, Georgien, Armenien, Constantinopel, Malta und Gibraltar gewesen, ich habe die besten georgischen, circassischen, türkischen und griechischen Weiber gesehen; aber nichts so schön, als die englischen Frauen. Sie sind alle sehr geschickt, sprechen Französisch, Englisch und Italienisch; verstehen Musik und singen sehr gut, ich wäre froh, wenn die persischen Frauen gleich wären. Aber die englischen Frauen sprechen so süße Worte — ich denke, sie schneiden ein wenig auf — das ist nicht sehr gut. Noch etwas sah ich, und ich verstehe nicht, ob das gut oder schlecht ist. Letzten Donnerstag sah ich mehrere schöne Wagen, schöne Pferde; tausend Menschen gingen hin, um die Wagen zu sehen. Ich fragte warum? Sie sagten mir, die Herren auf den Kutscherböcken führen ihre eigenen Wagen.

Ich sagte, warum machen sie sich so viel Mühe? Sie sagten mir, sie führen sehr gut — das ist eine sehr gute Sache. Es regnete sehr stark, einige Lords, einige Herren wurden sehr naß. Ich sagte, warum steigen sie nicht in den Wagen hinein? Sie erzählten mir, einen guten Kutscher kümmerts nicht, ob er alle Tage naß wird, er müßte sich schämen, hinein zu steigen. — Das verstehe ich nicht.

Sir, My-Lord, gute Nacht.

Abul Hassan.

Von den schönen Künsten.

(Ein Schwank.)

Nachdem ich, mein hypergenialischer Freund, durchaus nicht mehr umhin darf, Deinem Begehren, Dir meine Ansichten von dem Wesen der schönen Künste mitzutheilen, zu willfahren — so sey es denn! Manches wird Dir vielleicht immer noch zu prosaisch vorkommen, allein bis zu Deiner transcendentalen Höhe habe ich mich, trotz unserer sonstigen Harmonie nie aufschwingen können; und auch jetzt halte ich dieß kleine Opfer der Freundschaft bloß für einen gutmüthigen

Spuk, für Phantasmen, die ich lieber als eine kleine Persiflage unserer esoterischen Terminologie deuten mag ꝛc.

Kunst überhaupt zuvörderst ist mir, mein glänzender Freund, Metaphysik der Kraft, nicht Kraft selber. Der Kunst Princip ist Einheit; die Künste machen die Kunst, und nun zu meinen Positionen.

Musik ist Seelenmalerei; Psychomantie, Magnetismus der Kunst. Alles ist Musik; der Grashalm, die Sternschuppe, die Wasserhose, der Felsbrocken, die leckende Flamme, der Sturmwind, der Engel, der Mensch, und das Thier so mitten in inne, lauter Atome der Harmonie: Alles Eins, Eins Alles; so ists gelöset. Nur in Nichts ist keine Musik, und das Nichts existirt nicht. Seele und Musik sind eins. Musik, als executive Kunst, ist nach der unaussprechlichen Fülle ihres Grundwesens, seither

noch Stümperei, Taglöhnerei, Firlefanz, hinkt noch auf Krücken. Rameau hätte ihr Messias werden können. Es wird keinen mehr geben. Die Tonkunst hat noch keine Theorie. Ohne verwegene Vorgriffe, ohne vermessene Axiome, ohne aristarchische Consequenzen, die dem Genie allein nur glücken können und sollen, wird aus der Musik nichts weiter. Die Metronoms sind wohl Etwas. Pater Castels Farbenclavier war ein rebellischer, glänzender Einfall. Franklins Harmonika fühlte Polyhymnien den Puls. Die Musik will Erfinder, keine Entdecker. Ihr Wesen erlaubt, befiehlt, anzunehmen, daß die Fabel des Orpheus aufhören könne, eine zu seyn.

Ich will ihr die Tanzkunst anreihen. Diese ist Declamation der Glieder, sie ist die Poesie von Seele und Leib. Werthers sentimentale Bedingung ist Gefasel, Coquetterie. Der Walzer ist das rechte, die

Menuette französischer Gartenschnitt. Tanzen ist das Leben des Lebens, das holdeste Amalgama der Geschlechter. Hier ist die Regel Freiheit; Tanzen heißt darum glücklich seyn. Dem es schwer ankommt, der ist ein prosaischer Mensch, hat keine poetischen Anlagen. Dem Frauenzimmer kommt es nicht schwer an, es ist poetischern Stoffes als wir. Das ganze Wesen des Weibes, sein häusliches und öffentliches Leben, sein Thun und Lassen, alle seine Functionen sind Tanz. Den Tanz hat kein Mensch erfunden; er begann mit der Schöpfung und fährt ewig fort in den Sphären. Noverre, sein Restaurateur, verdient unsern Dank. Alle regen lebendigen Leute und Nationen müssen dem Tanz huldigen, seys als Gottesdienst, seys aus Sinneslust, denn Eins bedingt das Andere.

Die dritte Schwester, die Schauspielkunst, ist experimentale Catoptrik

und Subjectivität: — Schauspiel, Culmi- nationspunct der Kunst, sofern höchste Täu- schung ihre Grundbedingung. Die Idee des Theaters als lebendige Mahlerei ist erhaben, noch mehr als Anatomie der Leidenschaften. Das Theater ist der Maßstab der National- cultur, aber Nationaltheater darf es keines geben. Eigentliches Schau- und Lustspiel und Tragödie sind die reinen Positionen; Travestie, Pantomime, Ballet, Oper, die- ses brillante Pasquill auf gesunden Verstand und edlen Geschmacks hors d'oeuvres, Abarten, luxuriöse Verirrungen. Die Oper in Specie ein Compositum von Opiaten, Sinnenschwelgerei, Bizarrerie der Kunst, Carrikatur, da das Princip alles Schönen, die Einfachheit genothzüchtigt, und zur raffinirtesten Gourmanderie ent- würdigt. Oper ist Polygamie und noch mehr. —

Zeichnen ferner, ist fromm, heißt

schreiben, wie Schreiben nicht Zeichnen seyn sollte. Der Zeichner schreibt die Objecte auf, und wird Optiker. Diebstahl an der Natur ist alle Kunst, denn nichts ist farbenlos, und weiß ist keine Farbe, nur der Mangel der Farbe. Gleichwohl ist das Zeichnen mehr Sache des Genies als die Mahlerei, deren Element es ist. Ein Strich, ein Punct, oder kein Strich und kein Punct, machen aus dem Nero einen Titus und vice versa. Eine Zeichnung von einer Zeichnung, ein Copie soll nie treu seyn — in dieser Kunst sind die Plagiate am widrigsten. Der Zeichner ist ein Kärrner des Malers. Der Kupferstecher, ein Filiale des Zeichners; er nimmt statt eines Blatts eine Platte, statt eines Bleistifts einen Stahlstift; manipulirt concav statt convex; kurz er verfährt überall umgekehrt. Der Lithograph — weiß noch nicht was er ist.

i. Der Zeichenkunst Calligraphie ist Mah-

lerei, die wahre Pasigraphie. Zeichnen ist Lispeln, Mahlen reden. Der Mahler ist der Mann der Natur. Er ist Schöpfer, denn alle Elemente sind sein, und der Pinsel gehorcht immer dem Geist, wie im Leben, so in der Mahlerei. Künstliche Harmonie, und natürliche Plastik geben das Gemählde Ein Schritt weiter, und es ist Schauspiel. Das Starre beleidigt, entrüstet, darum muß der Hauch der Idealität es beleben, versöhnen. Ein Gemählde ohne diesen Hauch, ein treues Bild ohne geistigen Teint, ein Portrait zum Beispiel, empört, stößt zurück; die todten Lebendigen sind widerlich. Natur getreue Tableaux ohne idealischen Aether, sind nachgezeichnete Abschriften eines Sclaven, der abpinselt, ohne den Sinn zu verstehen, und doch verdirbt, daß man's nicht lesen. Darum muß unter den Künsten vor Allem die Mahlerei verschönern. Man will nicht betrogen, nur getäuscht seyn. — Die Mahlerei

ist die Poesie der schönen Künste. Deßwegen kann's Mahler ohne Arme geben. Gebrechen der Mahlerei ist die Abhängigkeit von der Technik der Ausführung. Bis das Ideal durch Arm und Pinsel wandert, ist's, nach Lessing, zur Hälfte verduftet: der Geist auf materiellen Wegen verfliegt. Die Musik ist unmittelbarer, aber, wie Kant sagt, mit dem Fehler der Aufdringlichkeit behaftet; wie die Mahlerei nicht. Dafür ist bei jener Geburt Tod, bei dieser Tod Geburt und bleibendes Leben.

Sculptur ist amplificirte verkörperte Zeichenkunst; des Bildhauers Bleistift ist der Meißel. Er macht Licht und Schatten ohne Wissen und Wollen. Er arbeitet negativ, denn im Felsbrocken, im Baumstamme schlummern die Formen seit Jahrtausenden schon; er haut nur die Hülle weg, und die Gestalt springt heraus. Haucht er Geist ein in den mühsamen Klotz, so ist

er das, was der, so es zu allererst gethan: Schöpfer. Gießt er Leben und Bewegung aus, Blut in die Adern, Mark und Kraft in die Knochen, Feuer in die Muskeln, Geist und Blick in's augenlose Aug, so ist er Künstler. »Leben athme die bildende Kunst“, fordert der Praxiteles der Dichter.

Der Sculptur nahe Verwandte ist die Architectur, Prototyp aller Kunst. Tendenz der Harmonie offenbart bei ihr sich am lebendigsten, bedungensten. Cicero, wollte er von einer Wissenschaft die höchste Vorstellung geben, bezeichnete sie mit Baukunst. Alles Thun ist Bauen, der Styl individualisirt. Architectur ist die complicirteste Kunst, die Oper der Plastik, nur in edlerm Sinn. Sie ist die Allegorie der erhabensten Thatkraft, daher der Idee nach, Spuk und Titel der Freimaurerei. In der Baukunst spiegelt sich Geist



und Cultur des Volks ab. Seht den Pallast des Hottentoten und den Hundestall des Herculanums. Warum schreibt niemand eine architectonische Weltgeschichte? — Bauen heißt die Ewigkeit anticipiren. Ein echter Baumeister muß ein Polyhistor und ein Schöngeist seyn. „Das Schöne zum Guten“ sein Orden. — Die Gartenkunst ist vegetabilische Architectur.

So weit mein paradoxer Freund. Nun eine Schluß-Bemerkung noch.

Ist nach eines genialen Schlegel Hypothese die Baukunst gefrorne Musik, aber nicht wie in Münchhausens Posthorn, das in der warmen Stube aufgethaut, die verfrosteten Töne pol***nirte, so sey die Musik flüssige Architectur. Dieß noch richtiger, weil beide auf den Grundsatz der Harmonie beruhen. Man kann noch weiter gehen, oder vielmehr steigen. Musik und

Architectur, nach dem Geist ihrer Perfektibilität sind erst das, was sie seyn können und sollen: höchste Potenz, wenn sich die Eine architectonisch fixiren, und die Andere musikalisch auflösen läßt. Die Eine fixiren, die Andere fluidiren, und als Medium — die Mahlerei. — In dieser verschwimmt Beides zur Einheit.

Was nun noch für Zweige der schönen Künste in der Aussaat schlummern, ob sie unserm ehrlichen Sulzer zum Trotz, nicht, in meinem ingeniosen Freund einen Linné finden; ob man sie reduciren oder multipliciren werde, ob man über ihre Normal-Eintheilung eben, weil sie eine ist, dereinst noch lachen werde, wie über die dramatische Trippeleinheit des Aristoteles, lasse ich dahin gestellt, mein lieber Versucher.

Wo lag denn das Paradies?

Diese Frage hat mancherlei Untersuchungen veranlaßt. Der Gegenstand ist aber in der That so reitzend, daß man sich nicht wundern kann, wenn er trotz seiner Unfruchtbarkeit, auch viele der besten Köpfe beschäftigt hat.

Moses in der Genesis läßt diesen Garten Gottes am Euphrat gelegen seyn. Dieses weiß Jedermann. Plato in seinen Erörterungen über Lectonien versetzt ihn in das heutige Schweden. Er hat darin viel Nach-

ahmer gefunden, welche seine Idee weiter auseinander setzten, und zu begründen suchten. Philo und Origenes halten das Paradies für eine lediglich Allegorie. Der heilige Bonaventura nimmt an, daß es, der steten Gleichheit der Tage und Nächte wegen, unter dem Aequator sich befunden habe. Einige Rabbiner halten die Insel Corfu, Andere Sumatra, wieder Andere die canarischen Inseln für den Punct Edens. Der Bischof Toßat von Avila weist ihm die dritte Luftregion an, nicht zu gedenken Derer, welche es in die Sonne, in den Mond, oder sogar unter die Erde versetzen. Descartes hält es ziemlich mit Plato. Hunt und Reland treten dem Moses bei, aber nur, um wieder von ihm abzuweichen.

Zahlreiche Philosophen unserer Tage stimmen für Schweden. Was Bailly und Buffon in ihren Ansichten von dem antediluvianischen Volke darüber sagen, verdient

wohl besondere Würdigung. Deluc, welcher gleichfalls hierher gehört, hat in seinen allzu wenig geschätzten Lettres physiques viele scharfsinnige Ideen ausgesprochen. Herder und Joh. v. Müller sind mehr oder weniger ebenfalls für Schweden.

Auch auf Preußen verfiel man. D. G. Haße gab 1799 zu Königsberg eine Schrift heraus, in welcher er mit großem Aufwand von Belesenheit und Scharfsinn zu zeigen sucht, daß das Paradies in Preußen gelegen. Der Titel des Buches ist: Preußens Ansprüche, das Bernsteinland, das Paradies der Alten und Urland der Menschheit gewesen zu seyn, aus biblischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern gemeinständlich erwiesen!

Ein noch neuerer Schriftsteller, G. Bruining, versetzt das Paradies nach Peru. Das Wort Eden, meint er, und der

Name Adam (rother Mensch) kann geo- und ethnographisch am besten dafür sprechen. Die Aehnlichkeit, welche noch jetzt zwischen den Amerikanern und Juden obwaltet, sey nach Bruinings Ansicht nicht zu übersehen. Er hält dafür, daß Amerika vor der Sündfluth viel näher bei Asien war, als jetzt. Leicht habe ein adamitischer Stamm aus dem Norden Amerika's in den Asiens über-siedeln, und mit jener Art von Esqui-maux sich vermengen können, welche einen andern Stammvater hatten. Hieraus seyen die Celten entstanden, welche späterhin Mesopotamien bevölkerten, und die Aeltern der Hebräer wurden. — Der Verf. hält nebstdem dafür, daß Gott mehr als ein Paar Menschen erschaffen habe. Der Titel dieses merkwürdigen Buches ist: Les premieres principes de Theologie, suivis de recherches philos. et crit. sur la plus ancienne histoire de la terre. Es ist 1815 zu Leyden erschienen.

Wie sich Griechenlands Städte um den Ruhm, der Geburtsort Homers zu seyn, gestritten haben, so gibt es überhaupt wenig Länder, in die man des Paradieses wegen nicht philosophische Entdeckungsreisen angestellt hätte. Doch alle diese eitlen topographischen Jagden sind eben so problematisch und unfruchtbar, als vielleicht die ganze Weltgeschichte. Bequemer wird wohl auszumitteln seyn, wo es sich jetzt paradiesisch leben läßt.

Vom Bücherlesen.

Es wird doch enorm viel gelesen! Ja wohl, aber von wem, und was, und wie? Das Frauenzimmer liest, aber was? Der junge Wißbegierige, der Gelehrte lesen, aber wie? Das Publikum in genere liest, aber was und wie? und wo und warum? Es wird gelesen, um zu lesen, so wie man spazieren geht, um spazieren zu gehen, oder um sagen zu können: ich habe Dieß und Jenes auch gelesen, oder wohl gar, um sich zu brüsten: ich habe Dieß und Je-



nes nicht gelesen (surrogirende Literatur-Zeitungen); aus Ton oder Langeweile, oder aus einer Art von mechanischem Heißhunger, wie es gewissen Leuten leichter wäre, gar nicht Tabak zu schnupfen, als darin mäßig zu seyn. Es wird zu viel, und darum wird zu wenig gelesen, denn viel Bücher, sagt Luther, machen nicht gelehrt, aber gut Ding und oft Lesen, das macht gelehrt und fromm zugleich. Das ist das Geheimniß, über das uns wohl eine ordentliche Theorie Noth thäte (Bergks Kunst, Bücher zu lesen, ist außerordentlich fließend, weil es der Character des Wassers ist, daß es fließe; Marées Anleitung zur Lectüre ist eben so außerordentlich concis, weil es die Natur des gefrornen Wassers ist, daß es concis sey). Da aber bei dem chamäleonischen Charakter des Bücherwesens, und der Hydra des Buchhandels gar nicht daran zu denken ist, so bleibt es beim Alten, oder vielmehr immer

beim Neuen und Allerneuesten (oder besser bei Letzterm, denn neu ist im Buchhandel nur das Allerneueste, wie daher nicht das Allerälteste alt), und das schöne biblische Sprüchlein: Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig, schießt immer im geistigen Saamen auf. Ja es erinnert wohl an die caustische Anecdote jenes im Geruch der Gelehrsamkeit stehenden Pastors, bei dessen Tod man sehr in Verwunderung war, keine Bibliothek, dafür aber einen wohlgefüllten Weinkeller anzutreffen, und dessen lachende Erben getröstet ausriefen: Nun, der gute Mann hielt, wie Figura zeigt, auf den Grundsatz: Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Doch was heißt auch eine Bibliothek haben? Augenscheinlich zeigt sie an, daß man eine Menge Sachen nicht weiß: je mehr Bücher, desto mehr Zeugen und Zeichen und verrätherische Monumente unserer Unwissenheit. Wer kein Buch oder höchstens ein

Paar Dictionärs hat, kann sagen, er wisse genug; wer eine Bibliothek besitzt, gesteht, stillschweigend ein, daß er noch gar nicht viel wisse, oder ein sehr schlechtes Gedächtniß besitze, was auch keine große Ehre seyn soll.

„Ein Leser soll ein Mensch seyn, der sich anstellt, als ob ihm an einem Buche etwas gelegen wäre.“ Hippel oder Wenzel dixit. Das sind aber die wenigsten Leser, oder eigentlich alle, weil gewiß alle sich wenigstens so anstellen. Das ist also die Exposition, daß man sich so anstellt. Gut! Nun zeigt es sich aber gar häufig, daß der Titel nur ein lockendes verschmitztes Aushängschild sey (zur Rechtfertigung der Autoren muß man erwägen, daß die Titel nur Verlängerungen der Vorreden nach Jean Paul — meistens von den Verlegern gemacht werden), und bei weiterm Durchblättern, daß ent-

weder der Gegenstand oder die Darstellungs- art, die oft beide unsern Erörterungen nicht entsprechen, oder daß wir ein Plagiat vor uns haben rc. Genug, wir finden uns getäuscht, legen das Buch bei Seite, um uns gleich darauf aufs Neue täuschen zu lassen. Die Beschaffenheit der Bücher selbst ist dennoch eigentlich an der unfruchtbaren Vielleserei Schuld, denn es würde erfolg- reicher gelesen werden, wenn wir weniger, aber gute Lectüre besäßen. Und daran ist, wie einige Klügler sagen wollen, wieder der superfötirende Buchhandel Schuld, nämlich der Umstand, daß Schriftstellerei und Bücherverschleiß zu lucrativen Gewer- ben herabgesunken sind. Inzwischen da dieses nicht hierher gehört, wollen wir nur die übrigen Hauptantriebe des Lesens noch berühren. Wenn man in der Regel liest, um sich zu unterhalten, oder zu belehren, so gibt es noch zwei Classen von Leuten, die sich weder aus dem einen noch aus dem

andern Grunde mit Lectüre beschäftigen. Zur ersten zählen wir die Schriftsteller, die nur lesen um zu schreiben, wie man sonst nur schrieb um zu lesen (sein Eigenes dem unzuverlässigen Gedächtniß aufzubewahren), fremde Gedanken zu den ihrigen zu machen, um sich (ein Privilegium darauf) geben zu lassen, oder über Nachdruck zu schreien. Und zur zweiten Klasse gehört jene ehrsame Gilde der Critiker und Aristarchen, die bei dem Lesen irgend eines Werkes keinen andern Zweck haben, als die menschlichen Blößen und Mängel, oder wohl auch, alle kleinen und nicht kleinen Vorzüge aufzuspüren, um dann jene zu lästern, oder diese zu erheben.

Lesen heißt also immer und überall das, was es nicht heißen sollte, und da alles Unheil nur vom Lesen herkommt, und die Erfindung der Buchdruckerkunst ein ganz fatales Ereigniß für die Ruhe der Welt und der Einzelnen ist, so wollen wir als ächte Menschenkinder hübsch fortfahren eifrig zu lesen.

Kleineres Bunterlei.

Zweite Reihe.

Daß die Miethkutschen den Namen Fiacre von dem Schilde dieses Heiligen haben, welches sich an dem Hause des Erfinders dieser Wagen in Paris befand, auch daß dieser Heilige der Schutzpatron der Fiacres ist, mag ziemlich bekannt seyn. Weniger aber dürfte man wissen, daß er auch der Schutzheilige der Strumpfstricker sey. Die ersten gestrickten Strümpfe sollen aus Schottland nach Frankreich gekommen, und von einem ihrer Verfertiger, nachdem sie sich bis zu einer förmlichen Zunft vermehrt hatten, der heilige Fiacre zum Patron gewählt worden

seyn. Er war der zweite Sohn des Königs Eugenius von Schottland, welcher Anfangs des siebenten Jahrhunderts geherrscht hat. Er soll bei Meaux in Frankreich als Einsiedler gestorben seyn. Sein Fest fällt am 30. August.

In der Frankfurter O. P. A. Zeitung 1822 Nro. 180, Beilage, kündigt ein Herr Jac. Meuerorin Armual bei Saarbrücken an, daß er die Quadratur des Cirkels ausgemittelt habe, und erbötig sey, den Beweis nach mathematischen Grundsätzen zu führen, wenn die Regierungen einen Preis auf diese Entdeckungen setzen. — Herr M. sagt, er habe „erfunden, wie sich die krumme Linie des Cirkels in eine gerade verwandeln, und hierdurch der Flächeninhalt eines Kreises sich in eine Quadratfläche berechnen läßt." „Er will den Beweis stellen, daß es wirklich ein rationales Ver-

hältniß der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, und mithin auch ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie gibt.“ Auf all dieses könnte man zwohl erwiedern, daß die Quadratur des Cirkels schon längst da sey, oder als eine Chimäre nie entdeckt werden könne.

Der berühmte Buchdrucker Christoph Plantin zu Antwerpen gründete seinen Ruf durch die Schönheit seiner Auflagen, durch die Bedeutenheit seiner Unternehmungen, und durch die große Ausbreitung seines Geschäfts, nicht minder auch durch die außerordentliche Sorgfalt, welche er auf die Correctheit seiner Arbeiten verwendete. Zum Behufe seiner Druckerei stellte er ein eigenes prachtvolles Gebäude her. Zur täglichen Bezahlung bloß seiner Setzer und Drucker reichten 300 Livres nicht hin. 1565 erhielt er vom Kaiser ein Generalprivile-

gium, 5 Jahre darauf den Titel Buchdrukker des Königs von Spanien, und das folgende Jahr den als erster und Erzbuchdrucker (Architypographus). Philipp II. übertrug ihm den Druck der berühmten Polyglotten-Bibel des Arias Montanus. Und gerade diese auszeichnende Arbeit richtete ihn beinahe zu Grunde; denn der König, welcher sie protegirte, forderte die bedeutenden Summen, welche er Plantin dazu vorgeschossen hatte, mit Ungestüm zurück. Ungeachtet dieses Schlages sah der Geschichtschreiber de Thou bald darauf noch 17 Pressen im Gange. Seine Devise war ein Compaß mit der Aufschrift: Labore et Constantia. 1582 starb er, 75 Jahre alt. Doupre setzte ihm diese Grabschrift:

Doctorum, si jacturam, Plantine, virorum
Respicimus, fateor, vixeris ipse parum;

Si meritum, studiumve, exantlatosque labores

Pro musis toties, vixeris ipse satis.

Der berühmte gelehrte Buchdrucker Aldus Manutius (Manucci), der Vater, ist der ursprüngliche Verbreiter der lateinischen Cursivschrift, erfunden von einem sichern Francesco, einem Bologneser. Er ist auch der erste Buchdrucker, welcher eine gewisse Anzahl von Exemplaren auf besseres Papier und auf größeres abzog, demnach er der Erfinder der sogenannten Großpapierausgaben ist. Sein erstes Werk dieser letztern Gattung, folglich die erste Ausgabe auf Großpapier (zum Unterschied der andern Exemplare in gewöhnlichem Format) ist sein Philostratus von 1501. Von ihm sind auch die ersten Drucke auf blauem Papier, namentlich Quintilian und libri de re rustica von 1514. Die Officin der



Aldus hatte bis zum Jahre 1597 nicht weniger als 908 Artikel geliefert. Mehrere ziemlich täuschende Nachdrücke der Aldiner Ausgabe wurden durch die Giunti in Florenz, und einige Lyoner veranstaltet. Eine fast complette Sammlung der Aldiner Ausgaben besaß der verstorbene Graf Ayala, bekannt durch sein italienisch, deutsch und französisch erschienenes Werk von der Freiheit und Gleichheit der Menschen und Bürger (Wien); sie ging späterhin größtentheils in die Bibliothek des Grafen Appony über. Eine noch vollständigere Collection aber besitzen der Großherzog von Toscana, und der Buchhändler Renouard in Paris, welcher die Annales de l'imprimerie des Aldes herausgegeben hat.

Das nichts weniger als goldene Sprüchwort: „Wem Gott ein Amt verleiht, dem gibt er auch Verstand“, hinkt, wie alle

Sprüchwörter. Verstand soll hier natürli-
cher Weise „Einsicht" bedeuten. Es gibt
aber Posten, wo die rechte Einsicht nur die
Frucht des Studiums und vieljähriger Pra-
xis seyn kann. Dahin gehören die Biblio-
thekarstellen, mit deren Verleihung man es,
nebenher angemerkt, stets viel zu leicht ge-
nommen hat. Soll z. B. ein sogenannter
Custos nicht einen Custos im Wortsinn: ei-
nen lediglichen Wächter, d. i. popanzhaften
todten Aufseher und automatischen Hergeber
vorstellen, so muß er nicht nur ein äußerer
Bibliograph, vulgo Bücherkenner nach Ti-
teln, Formaten ꝛc., sondern auch ein ei-
gentlicher Literat seyn. Ist er das nicht,
so kann es an Schnitzern nicht fehlen. Bei-
spiele hat man genug. Hier sind einige
von den vielen Albernheiten, die ein einzi-
ger solcher soi-disant Bibliothekar began-
gen hat. Strada de rebus belgicis brachte
er unter die Statistik von Holland. Klin-
ners unterirdische Reise erhielt ihren Platz

unter Montanistik; unter die Geschichte der Kreuzzüge rangirte er West's Beschreibung von St. Croix, und unter die byzantischen Historiker, Murhard's Gemählde von Constantinopel; Koppe, vom Selbstverbrennen postirte er unter die Encaustik; traité des mines des Pyrennées par Dietrich, unter die Artillerie u. dergl. Will man mehr solche Curiosa, so mag man nur in einem bekannten neuern Cataloge in 13 Quartbänden (N. B. gedruckt), der eine überaus reiche Fundgrube darbietet, ein wenig blättern.

Die ersten Buchdrucker wurden durch Vorrechte und Ehrenbezeugungen aller Art ausgezeichnet und aufgemuntert. Es wurden selbst Münzen zu ihrem Andenken geprägt, und bei ihren Begräbnissen fanden oft Feierlichkeiten Statt, die in der Regel nur bei denen der allervornehmsten Perso-

nen üblich waren. Bei dem Leichenbegängniß des Buchdruckers Mentel in Straßburg, welcher 1478 starb, ward mit der großen Glocke geläutet.

Norwegen besitzt gegenwärtig nachstehende Zeitschriften: 1) Hermoder (nordischer Merkur). Er liefert prosaische Aufsätze, meist wissenschaftlichen Inhalts, Poesien, Recensionen neuer Werke, Auszüge aus fremden Zeitschriften, Abbildungen merkwürdiger Personen und lithographische Blätter. Die zwei Herausgeber heißen Broch und Helfäth. 2) Rigstidenden (die Reichszeitung). Dieses Regierungsblatt enthält größtentheils politische Nachrichten. 3) Die Nationalzeitung. Sie bildet eine Gattung Oppositionsblatt, steht bei der Regierung nicht gut angeschrieben, und darf daher nicht durch die Post verbreitet werden. 4) Der Norwegische Zu-

schauer, vermischten, meist populären Inhalts, zum Theil aus Entlehnungen bestehend. 5) Das Morgenblatt. Eine im Ganzen gehaltvolle Zeitschrift. Sie liefert philosophische, historische, statistische, kritische rc. Aufsätze und Auszüge, vorzüglich aus dänischen Journalen. Diese Zahl norwegischer periodischer Schriften sollte dem Vernehmen nach im Laufe des Jahres (1823) mit einer rein historischen Monatschrift vermehrt werden.

Von dem kleinen Buche Histoire de Calejeva, ou de l'Isle des hommes raisonnables, soll nur ein einziges Exemplar existiren. Der Verfasser hieß Claude Gilbert; in 12. ohne Angabe vom Druckorte, der Jahrzahl, ist es zu Dijon 1700 bei Jean Resseyre erschienen. Die Witwe des Verf. machte dieses einzige Exemplar dem Abbé Papillon zum Geschenke.

Sie schwur ihm, daß ihr Mann die ganze Auflage verbrannt habe. Es befand sich dieses Buch in der reichen Bibliothek des Herzogs von Lavalliere, und wurde bei der Versteigerung derselben 1784 um 120 Livres erstanden. Der Verf. versetzt die Insel Calejowa nach Lithauen; es sind lauter Gespräche, und das Ganze ist in 12 Bücher, jedes derselben in Capitel abgetheilt.

Wie wohlfeil oft die seltensten Bücher weggehen, davon ist Folgendes ein Beweis: Vicentii Literae, Netini sacerdotis, de rebus Netinis libri 2. Fol. Lugd. Bas. (Jahrzahl ist keine dabei). Es soll nur Ein Exemplar geben. Burettes sagt exemplar unicum eines allerdings nicht unwichtigen Buches 1769 in der Gaignatschen Auction um 4 Livres 16 Sous verkauft worden!

In Paris ist 1791 eine Broschüre mit dem Titel: Lettre de Mr. Panche à M. M. les Présidents et Electeurs erschienen. Darin wird der Umstand von den lediglichen 3 Exemplaren, die Raynal von seiner classischen Histoire philos. et polit. des établissemens des Européens dans les 2 Indes ursprünglich in Paris hat drucken lassen, also erzählt: „Abbé Raynal, bevor er sein Werk in Genf drucken ließ, veranstaltete in Paris bei Stoupe eine particuläre Ausgabe, wovon nur 3 Exemplare abgezogen wurden. Eines ließ er dem Buchdrucker, das zweite verwahrte er selbst, und das dritte schickte er an Pellet (nach Genf) dem es zum Abdruck dienen sollte. Durch dieses Mittel vermied er die Verlegenheit der Correctur, wenn er eine handschriftliche Copie geschickt hätte, nach welcher natürlich viele Fehler sich eingeschlichen hätten.“ Diese Bewandtniß ist sehr gegründet, denn Panckoucke war in ty-

pographischen Anecdoten sehr bewandert, und ein guter Gewährsmann. Die 2 besten Ausgaben dieses Werkes sind die von Genf, 5 Bände in 4., oder 10 Bände in 8., beide mit dem Atlas.

Es ist eine sehr unzuverlässige Sache, Bücher zu citiren, ohne sie eingesehen zu haben. Wenn man zuweilen Zeit und Geduld hat, solche Citaten zu controlliren, so kann man auf die wunderlichsten Unrichtigkeiten stoßen. Das an sich so werthvolle Buch von dem gelehrten Klotz (dem bekannten Antagonisten des noch gelehrtern Lessing) liber singularis de libris auctoribus suis fatalibus. 8. Lips. 1761 (welches der unermüdete Peignot in seinem Dictionnaire des livres condamnés 2 Vol. 8. Par. 1804 so verständig benutzt hat) kommt von dem geschätzten Buchdrucker Lufft in Wittenberg S. 102 vor:

„plura de Lufftio dabit Steph. Maittaire in annalibus typographicis." Nun schlage man aber einmal das Citat nach (und welcher Freund der Bibliographie wird nicht gerne Maittaire nachschlagen!) was wird man finden? Von dem Hanns Lufft so gut als nichts, denn die wenigen Ausgaben desselben führt er erst von 1636, und noch dazu sehr mangelhaft an. Das ginge Alles noch mit, aber das Schöpflinsche Citat ist vollkommen albern begründet, denn von Hanns Lufft ist auch nicht eine Sylbe anzutreffen.

Eine allgemeine Bibliographie, nämlich ein Catalog von allen existirenden Büchern, der übrigens über 200 Foliobände betragen müßte, ist nicht denkbar. Schon der gelehrte Struve sagt, daß es leichter wäre, den Berg Atlas zu transportiren, als ein solches Werk zu machen. Gleich-

wohl hat vor einigen Jahren ein Franzose (den Nahmen weiß ich nicht mehr) den Einfall zu dieser Unternehmung gehabt, aber was haben nicht auch die Franzosen für Einfälle? Indeß, was die Bibliographie betrifft, muß man so gerecht seyn, gerade die Bemühungen dieser Franzosen dankbar anzuerkennen, indem sie in unsern Tagen hierin, sowohl was Fleiß, als Fruchtbarkeit und Genauigkeit betrifft, nicht nur die Engländer, sondern selbst uns Deutsche übertroffen haben. Dem obigen Projectanten war auch sogleich einer seiner Landsmänner entgegen getreten, der sich über sein Vorhaben (von dem seither auch nichts weiter zu hören war) lustig machte, und endlich mit vollen Gründen es amortisirte. Dieser war anonym geblieben, man vermuthet, es sey Renouard gewesen. Der Aufsatz erschien als Flugschrift. Es wurde darin auf die Canstein'sche Bibelanstalt in Halle, auf die unzähligen Ausgaben der Bibel (die-

größte Bibelsammlung hatte bekanntlich der vorige König von Würtemberg), des Thomas von Kempis Nachfolge Christi ꝛc. hingewiesen. Die Zahl der Bibeln aller Formate, welche die Canstein'sche Anstalt von 1710—32 geliefert hat, ist nicht geringer als 587,000. Bibelausgaben überhaupt mag es wenigstens 15,000 geben, welche nur zu 5000 Exemplaren aufgelegt, 75 Millionen Stücke ausmachen. Nach der Bibel ist ohne Zweifel Thom. v. Kempis, das am öftesten aufgelegte Buch; seit 1500 sind mindestens 1600 verschiedene Ausgaben von diesem Buche veranstaltet worden, das fast in alle Sprachen übersetzt ist. *).

Von den Essais de Montaigne, Stereotyp-Ausgabe, Paris An XI. (1812)

---

*) Einiges über den noch immer nicht verläßlich ausgemittelten Verf. siehe Wiener lit. Anz. 1822.

4 Bände in 12. und in 8. gibt es 2 bis 3 Exemplare, die beziehungsweise unter die Seltenheiten gehören. Es sind nämlich die, bei welchen sich gleich nach dem Titel eine 73 Seiten starke Vorrede von M. Nos befindet, welche eine Discussion über Montaignes Religiosität zum Gegenstand hat. Der Druck dieser Ausgabe war bereits vollendet, und die Exemplare waren beim Broschieren, als das Concordat erschien. Sogleich wurde diese Vorrede unterdrückt, und nur bei 2 bis 3 Exemplaren ist sie noch befindlich. Das 5te Heft der Annales litteraires et morales von demselben Jahr enthält eine lange Nachricht über diese Ausgabe.

Die Centralbibliothek in München zählt gegenwärtig nicht weniger als 600,000 Bände. An wichtigen Incunabeln, an Handschriften auf Papier und Pergament

ist sie ausserordentlich reich. Die pergamente-
nen Codices sind von den papierenen getrennt,
in eigenen Zimmern aufgestellt, und zwar
in chronologischer Ordnung. Griechischen
Manuscripte ist ein kleiner Saal voll. Was
aber besonders in Erstaunen setzen
muß, ist die Kostbarkeit der vorhandenen
Xylographen, von denen sogar mehrere Exem-
plare da sind. Hier gibt es von der Bi-
blia pauperum 8 Exemplare, latein. und
drei deutsch, alle vortrefflich conservirt, und
schön in Maroquin gebunden. Dieses ein-
zige Beispiel mag frappant genug seyn.
Leider aber hat der Buchbinder seine ästhe-
tische Sorgfalt so weit getrieben, diese Xy-
lographen, o Schande! zu beschnei-
den. Durch eine unvergleichliche Menge
bedeutsamer alter Druckstücke ist die Münch-
ner Bibliothek auch ganz vorzüglich zur
Bearbeitung eines Lexicons von Incu-
nabeln geeignet, mit welchem gegenwär-
tig Dr. Ludw. Hain, der verdienstvolle

Redacteur und Verf. so vieler Artikel eines allbekannten deutschen Universallexicons, und gewandte Uebersetzer der Biographie [illegible] beschäftigt. — Alles, was auf Bibliographie sich beziehet, wird in München mit lebhaftem Eifer cultivirt; Dilettanten gibt es hier mehr als anderswo.

Die Bürger-Stadtbibliothek enthält zwar jetzt nicht mehr als 40,000 Bände, darunter jedoch manches Merkwürdige: [illegible] sehen wir angeführt: Biblia pauperum; Cicero de officiis, editio princeps; Gutachten Friedrich's II. an Müller, der jenem die Sammlung alter deutscher Gedichte gewidmet hatte (diese Zuschrift ist ihrer Seltsamkeit wegen unlängst im Auszuge geliefert worden); eigenhändige Briefe des unglücklichen [illegible] [illegible]; Sammlung seltener Druckstücke; Hutten's mit seinen eige[illegible]

pographischen Correctionen; Lavater's colossale Büste aus Marmor, von Dannecker ꝛc.; Müllers plastisches Tableau der ganzen Schweiz aus Gyps, colorirt, an 20 Fuß lang und 20 breit, ein einiges Bildwerk, daß selbst die kleinsten Höhungen mit größter Treue repräsentirt, und jede Arbeit dieser Art sogar die hochgerühmte Felloplastische Charte von Paris, weit hinter sich läßt.

In der öffentlichen Bibliothek zu Basel sind bemerkenswerth: ein Folioband autographischer Briefe von Erasmus von Rotterdam; von schöner, großer, deutlicher Hand; das Exemplar seines Lobes der Narrheit, an dessen Rändern der geniale Holbein die oft nachgebildeten Vignetten mit der Feder gezeichnet hat, mehrere Gemählde von diesem großen Künstler, darunter ein Altarschrank, für welchen ein Kurfürst

von Baiern vergebens für 60,000 fl. Geld in Tausch angeboten; eine Armenbibel, und so weiter, weil hiermit die Merkwürdigkeiten so ziemlich beisammen sind. Diese Bibliothek ist aber weit entfernt, den Erwartungen zu entsprechen, die der Reisende aus Büchern oder mündlichen Schilderungen mitzubringen pflegt. Denkt man die Holbeinischen Arbeiten, welche ohnedieß nicht unmittelbar dazu gehören, hinweg, so ist das Interesse äußerst kärglich. Viele Hauptwerke sind noch obendrein unvollständig, z. B. ein Diction. de Bayle ohne Chauffepié, ein Stephani thesaurus ohne Supplement u. d. gl. Der Bibliothekarsupplent, Hr. Merian, ein Abkömmling der berühmten Künstlerfamilie, ist dabei nichts weniger als ein Mann der Auskunft, und der Bibliothekdiener kann sich nicht mit dem jüngsten und unerfahrensten sogenannten Hausknecht der Wiener Hofbibliothek messen.

In Basel lebt jezt als Gastwirth (zum goldenen Schwan) ein Mann, Namens Hamberger, der sich vor einigen Jahren durch seine telegraphischen Erfindungen höchst vortheilhaft bemerkbar gemacht hatte. Er hat eigene schlechterdings unbechiffrirbare Zeichen ersonnen, portative Telegraphen verfertigt, und es in seinem Raffinement so weit gebracht, daß die telegraphische Correspondenz selbst bei dem dichtesten Nebel nicht gestört wird. Seine Erklärungen, seine Modelle setzen in Erstaunen; der Mann hat seinen Gegenstand durch Genie und zahllose Experimente von allen Seiten durchdrungen, und seiner beglaubigungswerthen Versicherung nach auf einen Punct der Vollkommenheit gebracht, der noch von Niemanden erreicht wurde. Die Art, womit er die Gebrechen der bestehenden Telegraphen nachweiset, zeugt von den gründlichsten Einsichten, von einem wahrhaften und glücklichen Studium dieser Sache. Ham=

berger hatte die Ehre, seine Verbesserungen und Vorschläge mehreren Potentaten persönlich mitzutheilen, und wurde zum Theil sehr ansehnlich belohnt. Allein seit dieser Zeit ist er noch zu mancher sehr wichtigen Erfindung gelangt, ohne sie jedoch weiter geltend zu machen. Es fehlt diesem kunstsinnigen Mann nur an irgend einer äußern Anregung, um etwas Außerordentliches, Erschöpfendes herzustellen.

Die nicht sehr zahlreiche, aber um so geschmackvollere Bibliothek der Frau von Stael, in ihrem anmuthigen Schlosse zu Coppet, 1 Stunde von Genf, wird so eben in Ordnung gebracht. Eine Engländerinn, Freundinn der unsterblichen geistreichen Frau macht da einen Catalog, eigen genug, nach den Etiquetten der Bücher. Der Saal ist geräumig, heiter, und mit der Statue Neckers in Lebensgröße, mit A.

W. Schlegels Büste rc. geschmückt. Sorgfältig wird das mit rothen, golddurchwirkten Tapeten verzierte Bette bewachet, in welchem Frau von Stael in der letztern Zeit zu schlafen pflegte. Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer ist lichtgrün ausgeschlagen, in der Mitte ihr ganz einfacher Schreibtisch. Das imposante Schloß mit der reitzendsten Aussicht auf den Genfersee, wird jetzt von dem Sohne der Frau von Stael bewohnt.

Das Haus in Genf, in welchem Rousseau geboren worden, in der Straße, die einen Namen trägt, ist jetzt ein morsches Gebäude von dritthalb Stockwerken. Das Licht der Welt erblickte er in einem geräumigen Zimmer des ersten, welches gegenwärtig unbewohnt ist. Ober dem kleinen Thore liest man auf einer marmornen Tafel die vergoldete Inschrift; Ici est né Jean Jacques Rousseau: le XVIII. Jun

MDCCXII. Die Hausleute machen sich ein Vergnügen daraus, die Geburtsstätte desjenigen zu zeigen, auf den das nemo propheta in patria nur allzupractisch anwendbar ist.

Voltaires kleines aber höchst reitzendes Schloß zu Ferney, eine Stunde von Genf, auf französischem Boden, gehört jetzt (1822) einem Herrn Buidet in Paris. In dem Eingangszimmer bemerkt man einige Gemählde; die Toilette der Venus, die Allegorie der Einbildungskraft rc. Voltaires Büste, die Meubeln alle, wie er sie angeschafft. Nebenan links tritt man in sein Schlafgemach. Ober dem Bette mit der beblümten Decke ist nur noch ein kleiner Theil der grünseidenen Vorhänge übrig. Jetzt hält es aber etwas schwer, zu einem Stückchen davon zu gelangen; doch eine angemessene Discretion verhilft auch hierzu.

Zur Linken des Bettes hängt Friedrichs II. Portrait, an der Nebenwand das Catharinens II. von ihr selbst gestickt. Dicht daran in einer Nische ist Voltaires Grabmahl mit der Aufschrift; Mes manes sont consolés; puisque mon coeur est au milieu de vous: weiter unten auf einer spätern Tafel: Mon esprit est partout, et mon coeur est... das ici sieht man vor sich, aber das Herz ist im Patheon zu Paris. Das Bildniß des jungen Rameau und anderer Freunde Voltaires füllen den übrigen Raum dieser Wand aus. Zur Rechten des Bettes hängt Voltaires Ebenbild, darneben das der Marquise von Chatelet ꝛc. Das Schreibezimmer ist nicht mehr sein Schreibezimmer; es ist mit fremdem Hausrath angefüllt, während das Schlafgemach noch in statu quo besteht. Wohl conservirt steht das Kirchlein, so er bauen lassen, links vor dem Schlosse; doch sein Theater existirt nicht mehr. Die Umgebungen, der

kleine Park, die Aussicht sind über alle Schilderungen erhaben. Im Dorfe führt das dürftige Caffeehaus Voltaires Namen.

Der gelehrte Bischof Gregoire gab ein Gebetbuch für farbige und schwarze Menschen heraus: (Manuel de piété à l'usage des hommes de couleur et des noirs, 12m, Paris 1818) mit dem Motto: Alle Menschen sind aus eben der Erde und eben dem Staube erschaffen, wie Adam (Eccles. 33. 10). Das Titelkupfer zeigt eine rührende Gruppe: ein schwarzer ein-farbiger und ein weißer Mensch knieen vor einem Crucifix. Den Litaneien gehen religiöse Betrachtungen über Afrika voraus; den Schluß bilden Legenden mehrerer Heiligen aus farbigem und schwarzem Geschlecht, z. B. die h. Iphigenie, der h. Elesboon, der ehrwürdige Porras, der h. Benedict der Maure.

Niemals sollte der berühmten Boisserée-schen Gemähldesammlung, dieses kostbaren ehrwürdigen Museums altdeutscher Kunst gedacht werden, ohne zugleich Friedrich von Schlegel den Tribut dankbarer Anerkennung zu zollen. Durch dieses großen und tief empfindenden Kunstkenners Anregung ist es wesentlich geschehen, daß jene Schätze zur Zeit des Vandalismus der Franzosen in Cölln (das der verewigte unvergeßliche Werner so treffend das deutsche Rom nennt) gerettet wurden. Die übermüthigen rohen Sieger verwandelten Kirchen und Klöster zu Magazinen und Stallungen, die köstlichsten Glasscheiben und Gemählde wurden dem Trödel Preis gegeben. Gierig fiel der Pöbel über die colossalen Gemähldetafeln aus der byzantischen deutschen Schule auf Goldgrund her, sich ihrer — als Brennholz zu bedienen; Fensterladen, Taubenschläge, Schränke und allerlei geringen Hausrath verarbei-

tete man aus den herrlichen Kunstdenkmäler, und so ging manches unschätzbare Monument schandhaft zu Grunde, in keinem Verhältniß mit dem Wenigen, was Prof. Wallraff (späterhin Verf. einer werthvollen Geschichte Cölns), der Banquier Lieversberg und einige Andere in Sicherheit gebracht hatten. Da trat Schlegel, ein schützender Genius, abwehrend und rettend hinzu, indem er die preiswürdigen Alterthümer der Schonung, Aufmerksamkeit und Sicherung empfahl. Bald erfolgten von mehreren Seiten Nachfragen um solche Gemählde; eigne Leute machten ein Geschäft daraus, sie aus Dörfern und Klöstern zusammen zu holen, und es gründete sich ein förmlicher Handel, bei dem die Brüder Boisserée den größten Theil dieser Schätze an sich brachten.

Ein würdiges typographisches Pracht-

denkmal auf die Friedensschlüsse von 1814 und 15 ist das durch und bei J. A. Barth in Breslau erschienene Monumentum Pacis. Hier ist dieses große Friedensereigniß besungen in 17 germanischen und nordischen, 12 slavischen, 9 griechischen, 14 asiatischen, 8 afrikanischen, 7 indischen Sprachen ꝛc.; sehr sinnreich ist das koptische Gedicht auf einer Pyramide, das indische an einem Palmbaum, das lappländische auf dem Felle eines Rennthiers abgebildet u. s. w. 80 Seiten in Folio mit 64 lithographischen colorirten Blättern, ist dieses außerordentliche Buch ein glänzendes Zeugniß des Genies, Geschmacks und Fleißes des Herausgebers, gegen die Polyglotten-Vater unser des Marcel und Bodoin weit voraus. Es kostete Anfangs 13 Species Dukaten, ist aber obgleich dieses verhältnißmäßig äußerst geringen Preises seitdem wohlfeiler geworden, um jedoch im Laufe einer kurzen Zeit sicherlich über den ur-

sprünglichen Preis zu steigen. Schade, daß es nicht in den Buchhandel gekommen! Der viel verdiente Barth ist auch der Erfinder des unverbrennbaren Amiantpapiers. Obiges Prachtwerk ist zugleich der Grabstein dieses industriösen Mannes, denn er verließ diese Welt in demselben Jahr, wo es heraus kam, den 9. Sept. 1818.

In unsern Tagen hat man Gott, sey Dank kein Beispiel, daß eine Gesellschaft Gelehrter aus Unmuth über den Rückgang der Literatur das Project gemacht hätte, sich ins Wasser zu stürzen. Aber in den Tagen Boileaus trug ein olcher Fall sich zu. Mehrere der ersten Pariser Gelehrten und Schöngeister befanden sich eines Abends bei diesem Primas des damaligen französischen Kunstrichterthums, wohlgemuth zechend, und in Verlauf verschiedener kriti-

cher Erörterungen den Verfall der Literatur bejammernd. Von reichlichen Bacchusgaben erhitzt, beschlossen die Gebeugten einmüthig, einer so beklagenswerthen Zeugenschaft durch einen Sprung in die Seine zu entrinnen. Schon waren sie auf dem Wege, als Moliere es für unwürdig erklärte, eine so heroische Handlung im Dunkel der Nacht, gleichsam verstohlen zu verrichten, und la Chapelle den Vorschlag that, den gemeinschaftlichen Fluthentod bis auf den nächsten Morgen zu verschieben. Man war zufrieden, kehrte um, leerte die noch übrigen Flaschen, und begab sich beim Anblick des Tages nicht lärmend in die Seine, sondern sehr stillschweigend nach Hause. Dieß Geschichtchen ereignete sich zu Anteuil, einem artigen Dorfe am Boulognerwäldchen, eine Stunde von Paris. Anteuil ist berühmt durch viele ausgezeichnete literarische Personen, welche dort Landhäuser besaßen. Als das des Boileau in den Besitz des Arz-

tes Gendron kam, zierte Voltaire es mit dieser Inschrift:

C'est ici le vrai Parnasse
Des vrais enfans d'Apollon
Sous le nom de Boileau ces lieux virent Horace,
Esculape y parait sous celui de Gendron!

Nachher ward dieser Landsitz das Eigenthum der Wittwe Helvetius, die seinen Ruhm durch Abendzirkel erhöhte, bei denen sich Alles, was durch Geist, Gelehrsamkeit und öffentliche Handlungen sich ausgezeichnet, einfand, und die mit jenen der Mad. Geoffrin und Recamier wetteifern konnten. Da herrschte eine solche Unbefangenheit, daß der Zirkel den Namen: la société libre des egoistes erhielt. Bonaparte gefiel sich in den Jahren 1798 und 99 mehrmals in diesem Kreise. Als An-

spielung auf seinen Ehrgeiz, sagte ihm Mad. Helvetius einst, als er mit ihr im Garten lustwandelte: „Vous ne vous doutez pas, combien on peut être heureux dans un arpens de terre!“

Auch die Erfindung, Spielkarten zu drucken, gehört den Deutschen an, wenn nämlich bloß von Europa die Rede ist, denn sicherlich war die Xilographie, so wie manche andere Kunst, deren Erfindung die Europäer sich beilegen, schon viel früher dem räthselhaften, geheimnißvollen und ehrwürdigen Volke der Chinesen eigen. Dieß bei Seite, war es zwischen 1350 und 60, daß die Deutschen zuerst solche Karten druckten. Etwa 20 Jahre darauf wurden die Spielkarten von dem König Johann von Castilien, und im Jahre 1397 auch in Paris verboten.

Der Name Calligraph wurde ursprünglich jenen Copisten beigelegt, welche ohne Abkürzungen abschrieben; die Copisten mit Abbreviaturen hießen Notarien. Bereits Eusebius nannte sie so, auch in dem zweiten nicäischen Concilium ist von ihnen die Rede. Calligraphen des X. und XI. Jahrhunderts sind Neophytus und Theopemptus. Ein alphabetisches Verzeichniß aller bekannten Schönschreiber liefert Montfaucon, Art. Paliographie, 8 Cap. Ob eine wahrhaft schöne Schrift mit liegenden Characteren denkbar sey, da diese aller architectonischen Natur entbehren, ist an einem andern Ort verneinend erörtert worden. Wenigstens hat noch niemand den Thurm zu Pisa schön finden können ꝛc. ꝛc.



Brünn 1824,
bei J. G. Trassler.